

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 9.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 24. Februar 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.



Puwoif

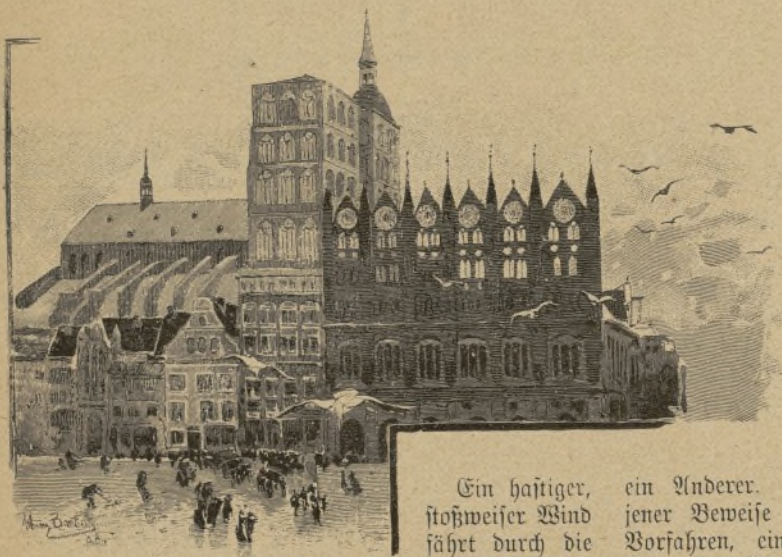
Ayuntamiento de Madrid

Nachdruck verboten.

Der Schatz von Hiddensoe.

Eine Krieger-Geschichte von Wanda Bartels.

Mit Illustrationen von Hans Bartels.



Ein hastiger, stoßweiser Wind fährt durch die winkligen Gassen von Stralsund.

Er kommt nicht, um des Späthommers Gluth zu lindern, nicht als erfrischender Luftzug; heiß und unruhig bläst er über das holprige Pflaster, wirbelt seinen grauen Staub auf, schlüpft in dumpfe Winkel und treibt allerlei vergessenen Kehrlicht daraus hervor. In den düsteren Stadthöfen tanzt er gar lustig, kleine Sand-Pyramiden emporwirbelnd; pfeifend besucht er die alten dicken Kellergewölbe, jagt durch die engen Schließgassen wieder hinaus und rüttelt an den spitzen Giebeln der Häuser. Er hält sich nirgends lange auf, es macht den Eindruck, als ob es ein gelangweilter Wind wäre, gelangweilt, Dinge zu sehen, die er lange Zeit schon als dieselben kennt.

Da war's lustiger, als die Wallenstein'schen das graue Nest belagerten, oder die brandenburgischen Truppen mit den Schweden darum stritten, oder war's lustiger noch für den Wind, mit den pfeifenden Kugeln durch die Gassen zu jagen an dem Tage, an dem Schill seinen Tod fand? — da gab's zu thun für den Wind, da trug er den Schall der Sturmglöken von den alten Kirchtürmen fort, weit, weit in's Land und über die See; da blies er die Funken zu Flammen, und als ihm die entfachte Lohe zu arg ward, da wimmerte er um die Wette mit den heulenden, klagenden Menschen. Das war doch Leben! Damals waren auch die Menschen anders; dort im Rathhaus, — huijch, ist der Wind auf dem Alten Markt, — ja, im Rathhaus hielten sie Reden von Vaterlandsliebe und Freiheit; die das thaten, sind wohl Alle hin, und Andere wandeln in den Straßen, ruhige Leute, die an ihre Geschäfte denken und froh sind, daß die Kriegezeiten vorüber.

Horch — Musik! Was ist das? Es ist nicht Zeit zum Schützenfeste, was bewegt die ruhigen Einwohner? Ein stiller Zug geht über den Marktplatz, sie tragen den letzten der ruhmvollen Freiheitskämpfer zu Grabe. Auf dem Sarge liegt der altmodische Hut und der Degen, den er als Jüngling schwang; aber die Hand ruht, und die Augen haben das Bligen längst verlernt. Todt, todt, wie die Zeit, der er entstammte! Der Wind schweigt, bis der Zug vorüber, bis nichts mehr zu sehen ist von den ernstesten Menschengesichtern, und die Töne des Marsches verhallen. Auch die Melodie geht zu Grabe; eine einfache Melodie, die er sich als letzten Gruß erbeten, eine Composition aus der alten Zeit, von einem längst vergessenen Kapellmeister, von den Stadtmusikanten mühsam aus vergilbtem Papier entziffert.

Träumerisch rollt der Wind einen Papiersegen vor sich her. Ob er wohl über die närrischen Menschen nachdenkt, welche den Tod nicht lieben und doch so fest an den alten Dingen hängen, die ihnen das Sterben der Geschlechter lebendig vor Augen stellen? Ist das Rathhaus nicht ein Zeugniß für der Menschen Thorichtheit? In den Sälen, in denen einst helle Worte und feurige Reden widerhallten, liegen jetzt todte Dinge sorgfältig ausgebreitet. Steinerne, beinerne Waffen und Werkzeuge, die Niemandem nützen; Schwerter, Vafen und Urnen, deren Verfertiger einer längst verklungenen, sagenhaften Zeit angehören. Der Wind huscht durch den säulengeharnischten Gang und bläst den Staub von den flachen steinernen Götzenbildern, die an den Wänden stehen. O ihr sonderbaren Menschen! —

Wie sie leise in den Sälen umherwandeln, als fürchteten sie, Todte zu erwecken! Wie sie die langen, flachen, spitzen oder runden Steine anstarren! Wie sie streiten, ob dies ein Messer, ein Meißel oder ein ande-

res Werkzeug gewesen sei. Ist es nicht gleichgültig für euch, ihr Lebenden? Eure Hände schwingen andere, gefährvollere Waffen, warum laßt ihr das Todte nicht ruhen?

Da ist unter Glas und sicherem Verschluss ein kostbarer Schmuck ausgebreitet: ein dicker, gewundener Goldreif, der mit primitiven Haken in einander greift, wahrscheinlich für den Oberarm bestimmt, und eine Reihe wunderbarer größerer und kleinerer Ornament-Stücke von köstlicher Arbeit; in deren stufenweiser Folge einige Stücke fehlen. „Der Goldschmuck von Hiddensoe“ steht darüber.

„Der Goldschmuck von Hiddensoe,“ flüstern die Menschen und erzählen sich, daß der Schmuck auf dem ziemlich öden Sand-Eiland im Westen von Rügen gefunden sei, ein Zeugniß hohen Kunstfleißes.

„Er sieht aus, als ob er aus Indien stammte,“ bemerkte einer der Schauenden.

„Das ist es ja gerade,“ sagte ein Anderer. „Der Schmuck von Hiddensoe ist einer jener Beweise für die indische Abstammung unserer Vorfahren, eine unbewusste Reminiscenz an die alte Heimath. Es ist kein Zweifel an seiner Echtheit, denn das Museum kaufte den Schatz von einem ehrlichen Fischer, der ihn stückweise in langen Zeiträumen im Sande fand, einer jener Kern-Naturen, denen die Verstellung fremd ist, und überdem zu einer Zeit, da man auf Rügen den Werth der Alterthümer noch nicht kannte. Unser kostbares Stück, dieser Schatz von Hiddensoe!“

Der Sprecher hatte seine Stimme erhoben, so daß ein leiser Widerhall von den Wänden zurückkam. Mischte sich in den Klang der letzten Worte nicht ein leises Richern? Oder war's nur der Schall der klirrenden Fensterscheibe, durch die der Wind davoneilte?

Hastig gleitet er über die Dächer von Stralsund, über die leise athmenden Wellen streicht er hinüber nach Hiddensoe, dem Hütten-Eiland. Wo in dem lebendigen Sande glaubt ihr, daß der kostbare Schmuck gefunden sei? Der Wind segt über den flachen „Wellen“, wie die Fischer die Südspitze nennen, und küßt das goldgelbe Gefieder der jungen Wildgänse, er rüttelt leis an der rothblühenden Heide und scheucht die Zimmen auf, deren goldgestreifte Leiber in der Sonne glänzen, — das sind die Schätze von Hiddensoe, das und die silbernen Fische, — aber der kostbare Fund im Stralsunder Museum, wie konnte er aus dem Sande auftauchen? Niemand weiß es, als der Wind und noch Jemand, eine alte Frau. Ihr Häuschen steht ein wenig entfernt von dem ärmlichen Fischerdorf, recht mitten im Sande. Das moosige Dach reicht fast bis zum Boden; der Wind hat arge Löcher hineingerissen, aber Niemand deckt die nackten Sparren von Neuem. Der Kalk von der Lehmwand ist abgefallen, die kleinen Fensterscheiben sind theils zerbrochen, theils durch schmutzige Lumpen oder Papier ersetzt, oder so bunt angelassen, daß man weder hinein- noch heraussehen kann. Die Thüre, die nach dem Dorfe zu liegt, ist fast versperrt von großen Kehrlichthäufen, die Hinterseite des Hauses ist halb im Sande verfunken, ebenso wie die Nester eines Gartenzaunes, die der eine Wind bloßlegt, der andere wieder mit Sand bedeckt. Die Alte kümmert es nicht. Mag ihr Haus verfallen; sie hat weder Kinder noch Enkel, denen sie es erhalten müßte; die ohnehin nicht reiche Gemeinde muß sie ernähren, und wenn man sie vergäße, ihr wäre es recht. Sie harrt des Todes, als ihres Befreiers —; von schwerer Schuld, sagen die Leute und meiden die Alte, aber Niemand weiß genau, von welcher Schuld. Nur einer weiß es: der Wind; der Andere, der es wußte, ist todt.

Der Wind weiß Alles, was auf Hiddensoe vorgeht, denn er ist immer dabei. Im Herbst und im Winter führt er das große Wort auf der Insel; im Frühling lockt er mit leisem Flüstern das spärliche Grün aus dem sandigen Boden, und im Sommer, wenn ihn die heiße Sonne matt und träge macht, schlafert er leise mit dem weichen Sande und häuft ihn spielend auf alles Lebendige. Der Wind kannte die alte Frau, als sie ein Kind war. Er hat ihr zugehört, wenn sie mit wehendem Ködchen und bloßen Füßen am Strande entlang lief an die Stelle, wo der Frühlingsturm vom „hohen Swante“ allerlei versteintes Gestrüß abgerückt hatte; er hat gesehen, wie sie mit flinken Griffen die schönsten Dinge aus dem Schutte holte, versteinte Blätter und Pflanzen, und allerlei sonderbares Gethier, das sie dann um Anderes mit den gleichaltrigen Gefährtinnen tauschte. Der Wind hat ihr zugehört, wie sie als halberwachsenes Mädchen in dem weichen Sande der Düne saß und hinausstarrte in die offene



See. Sie dachte nicht daran, was für einen Mann sie einmal bekommen würde; sie hatte andere Gedanken und Träume, und wiederum war es nur der Wind, der diese Gedanken und Träume kannte. Sie hatte einmal von einer gehört, die von der Insel in die große Stadt gekommen war, und diese hatte gar wunderbare Dinge von der Stadt erzählt. Sie hatte gesagt, in der Stadt arbeiteten immer nur einige Menschen, und dann gingen die Anderen spazieren, bis an sie die Reihe käme, zu arbeiten, immer abwechselnd. Und die gerade am Spaziergehen wären, die hätten schöne Kleider an und goldene Uhren mit Ketten, mit denen spielten sie dann unterwegs, weil das Spaziergehen doch eigentlich nicht sehr lustig wäre, wenigstens nicht in der großen Stadt. Wenn sich da ein paar Freunde begegneten, blieben sie nicht stehen, um zu schwätzen, hatte die Eine gesagt, sondern sie neigten nur ein wenig die Köpfe und gingen dann an einander vorüber; warum? hatte sie nicht gemerkt, aber sie meinte, es hätte sehr schön und feierlich ausgesehen.

Das Alles hatte die Marte, die jetzt eine alte Frau geworden ist, als Kind gehört, und nun kannte sie nur einen einzigen Wunsch, das war der, in der Stadt zu wohnen und spazieren zu gehen und schöne Kleider zu tragen und goldene Ketten. Einmal hatte sie ihrer Mutter diesen Wunsch verrathen, da hatte die Mutter gesagt, sie sei ein dummes Ding und dazu müßte man viel, viel Geld haben, und damit sei die Sache aus. Doch bei der Marte war es nicht damit aus; wenn die Winterstürme über die Insel toben, saß sie an dem kleinen Fenster und dachte, wie schön es wohl in der Stadt sein müßte in den festen hohen Häusern, in denen man die Kälte nicht verspüre; wenn die Sommerhitze über dem Eiland brütete, saß sie im Schatten des Schlehdorns und wob ihre Träume. Sie merkte nicht, daß die Träume zu Wünschen Sehnstucht; sie merkte nicht, daß allmählig Alles, was sie that, nur ein einziges Ziel hatte, das Ziel: Geld zu erwerben.

Die Marte war fleißig, o so fleißig, daß sie nimmer genug arbeiten konnte. Sie schien keine Ermüdung zu kennen, sie schaffte von früh bis spät um ihr Geld. Die Jahre gingen, und als ihre Altersgenossinnen sich verliebten und verheiratheten, da hatte auch die Marte sich einen Schatz erwählt, dem sie ihre ganze Liebe entgegenbrachte: den Erwerb. Um diese Zeit starb die Mutter, und die Marte blieb allein in dem kleinen Häuschen, aber nicht lange. Die Leute aus dem Dorfe sagten ihr, sie sollte den Malte heirathen, das sei ein starker Bursche, der es einmal zu etwas bringen könne, und er habe sie auch gern. Da besann sie sich nicht lange und heirathete den Malte, und dann wohnten sie zusammen in ihrem kleinen Hause.

Die Nachbarn hatten gesagt, „aus den Zweien würden einmal reiche Leute,“ und die Nachbarn schienen Recht zu behalten. Die winzigen Ackerstücke, die zu dem kleinen Häuschen gehörten, waren immer am ersten bestellt, das Dach zeigte keine Lücken, und die Fenster blickten vollzählig in der Sonne. Der dunkle Reifganz schützte einen Garten, in dem neben Kartoffeln

die ersten Kräfte des Landes, Gelehrte von bewährtem Rufe, wie die Professoren Gindely, Grün, Erner, Menger, Bischof Ronay u. A.

Hand in Hand mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung ging die militärische. Schon am 23. Juli 1878 war der Kronprinz beim 36. Infanterie-Regiment in den activen Kriegsdienst eingetreten. Im Sommer 1880 wurde er zum Generalmajor und gleichzeitig zum Contre-Admiral befördert. Die höchste militärische Charge, die eines General-Infanterie-Inspectors, wurde ihm im März vorigen Jahres verliehen. Kronprinz Rudolf ist immer ein ausgezeichnete, immer auch ein passionierter Soldat gewesen. Seine taktische Umsicht und seinen Scharfblick hat er, dem es in unserem friedlicheren Jahrzehnt nicht vergönnt worden ist, sich auf dem Schlachtfelde zu messen, bei den großen Manövern in Pola, Dalmatien und in der Herzegowina oft genug gezeigt. Auch in allen ritterlichen Künsten war er Meister, ganz besonders aber liebte er, gleich seinem hohen Freunde, dem deutschen Kaiser, das edle Reiterwerk in allen seinen Nuancen. Er spürte in den Wildnissen

Zahlreiche Reisen im In- und Auslande gaben dem Kronprinzen Stoff und Anregung zu neuen Studien. 1877 besuchte er Syrien und Dalmatien, ein Jahr später England, Schottland und Irland, dann wieder den Orient und in Begleitung des Prinzen Leopold von Bayern und des Dr. Brehm die spanische Halbinsel. Mit inniger Begeisterung gedenken wir Berliner heute seines letzten Hierseins in der Hauptstadt des deutschen Reiches und der treuen Freundschaft, die ihn allezeit mit Kaiser Wilhelm verband. Schreiber dieses hatte das Glück, den Kronprinzen Rudolf bei seinem letzten Berliner Aufenthalte in unmittelbarer Nähe zu sehen und konnte sich erfreuen an der jugendlich ritterlichen Gestalt dieses Habsburgsprossen, an dem hellen Glanze seines, nun für ewig geschlossenen Augenpaares.

In seiner Ehe hat Kronprinz Rudolf an der Seite einer schönen und edlen Gemahlin manch frohes Jahr verlebt. In vertrauten Kreisen weiß man, daß man in der Hofburg zu Wien an drei Prinzessinnen, eine sächsische, eine spanische und eine belgische, dachte, als die Heirath des Thronfolgers be-

ter gemacht mit seinem Wesen und seiner Eigenart, werden dies besser können, als unsere schlichte Feder, die dem Vergewigten nur einen einfachen Denkstein setzen soll. Er war ein Liebling des Volkes, das er verstand und begriff wie selten ein Fürst, und das mit rührender Zärtlichkeit und abgöttischer Verehrung an seinem jungen Kaiserthume hing. An der Donau sowohl, wie in den Bergen Tirols, in den Steppen Ungarns und Galiziens, im Balkan und im kroatischen Lande, — überall schlugen ihm die Herzen entgegen. Und mit gleicher Liebe umfaßte er all die bunten Völkerschaften, über die dereinst sein Scepter regieren sollte. Um sich mit Jedem in seinem Volke in seiner eigenen Muttersprache unterhalten zu können, waren ihm neben dem Deutschen nicht nur das Ungarische, sondern auch das Italienische, Polnische und Czechische und die südslavischen Idiome völlig geläufig.

Das Leben, das der Kronprinz führte, war das eines thätigen und vielbeschäftigten Mannes, der sich seiner Pflichten im vollsten Maße bewußt ist. Sein Verhältniß zum Kaiser, seinem Vater, zu dem er, wie er selbst einmal in gelegent-



Portrait Nr. 28 und 63 aus der Graf'schen Sammlung „Antiker Portraits aus hellenistischer Zeit“. — Siehe Seite 38.

Polens dem Bären nach und schenkte keine Mühe, einen jähen Felsenhang zu erklimmen, um mit dem Rohr die flüchtige Gans zu erreichen; er jagte im Hochgebirge den Adler aus seinem Neste und ergötzte sich in der Donau-Niederung an der Bärin auf den Rastelbänken. Mit dieser Vorliebe für das Wildwerk verband er ein eingehendes Studium der Zoologie. Der bekannte Naturforscher Brehm, zu dessen Werke „Thierleben“ er verschiedene Beiträge geliefert, gehörte zu seinen besonderen Freunden. Für die Schriftstellerei hatte der Kronprinz überhaupt eine ausgesprochene Neigung. Sein literarisches Erstlingswerk „Fünfzehn Tage auf der Donau“ entstand schon im Jahre 1878 als Folge eines Jagd-Ausfluges nach der unteren Donau, den er in Begleitung Brehm's und des Ornithologen Hornmeyer unternahm. Es ist dies, selbst unter streng kritischer Lupe betrachtet, ein sehr tüchtiges Werk, das prächtige landschaftliche Schilderungen enthält, die durch den Zauber ihrer Naturtreue äußerst anschaulich wirken. In weiteren Kreisen bekannter als dieses kleine Buch ist das von ihm begründete und herausgegebene nationale Prachtwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“, für das er sich in hohem Grade interessierte und für welches er selbst eine ganze Reihe von Artikeln geschrieben. Man weiß, daß die Wiener Universität ihm in Anbetracht der wissenschaftlichen Bedeutung dieses Werkes das Ehren-Doctorat der Philosophie verliehen hat.

Es ist nicht unsere Aufgabe, — kann es nicht sein, — ein abgeschlossenes Charakterbild des so früh und durch ein so graues Verhängniß aus dem Leben abgerufenen jungen Fürsten an dieser Stelle zu geben. Andere, die dem toten Siegfried näher gestanden, tiefer hinein zu schauen vermochten in sein großes, edles, stürmisch schlagendes Herz, die sich vertraulichem Gespräche sagte, „mit wahren Stolz emporschlief“, war ein schönes und edles, sein Familienleben ein glückliches. Nicht Alle, die auf der Menschheit Höhen wallen, sind zu beneiden, — er aber war in der That ein beneidenswerther Sterblicher. Nun hat eine winzige Kugel sein blühendes Leben zerstört und eine Fülle rosigter Hoffnungen im Keime vernichtet. Das ist der Glanz der Welt!

lichem Gespräche sagte, „mit wahren Stolz emporschlief“, war ein schönes und edles, sein Familienleben ein glückliches. Nicht Alle, die auf der Menschheit Höhen wallen, sind zu beneiden, — er aber war in der That ein beneidenswerther Sterblicher. Nun hat eine winzige Kugel sein blühendes Leben zerstört und eine Fülle rosigter Hoffnungen im Keime vernichtet. Das ist der Glanz der Welt!

Nachdruck verboten.

Wien in Trauer.

Wien, Februar 1889.

Nicht wie ein Lauffeuer, das wäre zu langsam, — wie ein jengender Luftstrom, den ein wilder, hastiger Sirocco durch die Straßen segt, verbreitete sich Mittwoch am 30. Januar um die Mittagsstunde in Wien das dunkle, unheimliche Gerücht von einem schweren, tödtlichen Anfall, der unseren Kronprinzen auf seinem Jagdschloß Meierling betroffen haben sollte. Mit verstörten, bleichen Mienen liefen die Menschen auf den Straßen durcheinander, wildfremde Leute

redeten sich an: Wissen Sie auch schon? Wissen Sie etwas Näheres? Ist es wahr? — Alle, Alle wußten es schon, aber Niemand etwas Näheres. Ein telephonischer Verkehr war unmöglich; Niemand konnte angerufen werden, weil Hunderte und Tausende sich meldeten. Auf dem Telegraphen-Amte gab es ein bedrückendes Gedränge. Es war eine Stunde tieferer Erregung, ohne daß Jemand noch eine bestimmte Thatsache hätte angeben können.

Um halb zwei Uhr hatte man es nicht mehr mit einem Gerüchte zu thun, — man stand vor einer Thatsache, vor einer furchtbaren Thatsache: Kronprinz Rudolf, vor einer Börse wurde es offiziell verkündet, im Parlament, im Rathhause, jeder Zweifel war ausgeschloffen, Kronprinz Rudolf, die jugendliche Ideal-Gestalt, das Urbild junger, frischer Kraft und Elasticität, todt!

Die Thatsache war unbezweifelbar, aber kein Mensch wußte über die Todesursache etwas anzugeben. Ein Herzschlag, sagten Einige, aber Niemand glaubte daran. Die Nachricht trat nicht sicher genug auf, und Jeder hatte sofort die Empfindung, daß damit nur ein Schlagwort ausgegeben worden sei, um durch dasselbe die wirkliche Todesursache vorläufig wenigstens zu verschleiern.

Die Aufregung wuchs von Minute zu Minute. Ein Herzschlag — unmöglich. Gerade die Erkenntniß, daß die angegebene Todesursache nicht die wahre sei, nicht die wahre sein könne, steigerte die Erregung.

Die Redactionen der Wiener Blätter und die Druckereien, in welchen diese gedruckt werden, waren alsbald von unübersehbaren Menschenmengen belagert. Man erwartete die Abendblätter, die in ungeheuren Auflagen im Fluge abgesetzt und aufgenommen wurden, obgleich sie nur dürftige Nachrichten brachten. Kronprinz Rudolf todt, gestorben am Herzschlag, — die furchtbare Nachricht war einhellig bestätigt, aber die Aufklärung fehlte noch. Einzelne Blätter verzeichneten als Gerücht, daß den hohen Entselten ein schwerer Jagdunfall betroffen habe; die „Neue freie Presse“ berichtete, der Kronprinz sei mit einer Schußwunde todt im Bette gefunden worden.

Nun wartete man noch auf die Aeußerung des Amtsblattes, der offiziellen „Wiener Zeitung“, deren Abendblatt nach sechs Uhr erschien. Der letzte Hoffnungsschimmer erlosch, als auch das der Tod des kaiserlichen Prinzen bestätigt wurde. Gleichseitig wurde aber auch amtlich versichert, daß ein Herzschlag die Todesursache gewesen sei, und daß somit alle Gerüchte über Jagdunfall und Schußwunde unbegründet seien. Die Bevölkerung konnte sich bei dieser Darstellung nicht beruhigen, und die allgemeine Ueberzeugung, daß der Kronprinz nicht eines natürlichen, sondern eines gewaltsamen Todes verstorben sei, faßte immer tiefer Wurzel. Eine öffentliche Verlautbarung dieser Ueberzeugung ward aber niedergehalten, und die Zeitungen, welche über den amtlich zugestandenen Herzschlag hinaus, weiter forschten und Weiteres berichteten, verfielen der Conspiration.

Erst am Freitag Morgen, am dritten Tage nach dem Tode, brachte die „Wiener Zeitung“ die Darstellung, die seither auf dem ganzen Erdenrund bekannt geworden ist und die vorläufig wohl als authentisch zu gelten hat: Kronprinz Rudolf hat mit eigener Hand seinem hoffnungsreichen, glanzvollen jungen Dasein ein gewaltsames, jähes, so entsetzlich vorschnelles Ende bereitet, mit eigener Hand hat er sich eine Revolverkugel durch das Haupt geschossen. —

Wird jemals der Schlüssel zu diesem furchtbaren, geheimnißvollen, unsägbaren Räthsel gefunden werden? Das Amtsblatt giebt die Lösung durch die „momentane Sinnes-Verwirrung“. Wir forschen nicht weiter; die Ehrfurcht vor der doppelten Majestät des Unglückes und des hoch gefürsteten Hauses fordert gebieterisch schweige, ergebungsvolle Zurückhaltung.

Und war es auch „momentane Sinnes-Verwirrung“, das Unglück bleibt doch ein namenlos schweres für das hartgeprüfte Kaiserhaus, für das schwer heimgegriffene Reich. Und er, der nunmehr entseelt auf der Bahre liegt, er hat darum nicht minder entsetzlich leiden müssen vor der Ausführung der unseligen That, ob er sich nun in Sinnes-Verwirrung befand oder nicht. Eine Wahnvorstellung ist nicht weniger qualvoll, als das Schreckensgesicht eines gefunden Geistes, und ein eingebildetes Leid oder eine eingebildete Krankheit drücken nicht minder schwer als wirkliche. Die Befahrung des Willens, der Durst zu leben ist auf den Höhen der Menschheit nicht minder stark und leidenschaftlich, wie in den Niederungen der menschlichen Gesellschaft, — was muß in der Seele dieses gottbegnadeten Kaiserjünglings vorgegangen sein, wie unäglich muß er gelitten haben, bis er dahin gelangte, die Hand zu erheben, um das Leben, das eine unerträgliche Last geworden war, von sich zu werfen?!

Wien ist in Trauer, das ganze, weite Reich trauert, das Kaiserhaus ist ein Trauerhaus worden. Unser Kaiser, der wackerste, edelste Mann Oesterreichs, hat seinen einzigen Sohn verloren; die Kaiserin hat ein Leid zu tragen, wie es tiefer, schwerer, entsetzlicher für ein armes Mutterherz nicht gedacht werden kann. Kronprinz Rudolf hat ein kleines Tochterlein verwaist zurückgelassen, und sein junges blühendes Ehegemahl hält das schmerzgebeugte Haupt in den Wittwenfleier, gebrochen von herzerreißendem Weh. —

Vor mir liegt die 77. Festschrift des Kronprinzen-Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“. Das Heft traf gerade ein, als diese Zeilen geschrieben waren. Es ist das letzte, das der Kronprinz redigirt hat und handelt von den ungarischen Volksbräuchen. Gleich auf der ersten Seite beginnt das Capitel über „Tod und Trauer“. Da ist auch der Klagegesang angeführt, den ungarische Frauen aus dem Volke dem dahingegangenen Gatten widmen. Er lautet:

„O meine Seele, meine Taube, mein treues Gespan!
O Leben meines Lebens!
Dein Tod ist mein Tod.
In weissen Hand hast Du mich hinterlassen?
Wer sieht mich noch an mit schönen klugen Augen?
Wer sagt noch zu mir: meine liebe süße Blume?
Ach, kommst du doch mich schelten, mich schmähen!
Ach, sprichst du nur ein Wort zu mir!
Wie froh wollt' ich es tragen, wie von Herzen es hören.“

Die junge, arme Witwe in der kaiserlichen Burg hat nichts voraus vor der wehklagenden Bäuerin. Er wird sie nicht mehr anfehen mit seinen schönen, klugen Augen; er wird nicht mehr zu ihr sagen: meine liebe, süße Blume, — sie wird kein Wort nicht mehr hören. — Die Strahlen des Glückes sind erloschen, die schönen, freudigen, glänzenden Hoffnungen liegen zertrümmert am Boden. Arme hohe Frau! Zertrümmert sind auch die Hoffnungen der Völker Oesterreichs; sie weinen mit Dir! —

Baldwin Groller.

Nachdruck verboten.

Altgriechische Portraits.

Von Emil Zender.

Siehe die Bilder auf Seite 36 und 37.



In der Hand neuer Funde und Untersuchungen wandelt und bereichert sich fort und fort unser Wissen von antiker Kunst. Nach mehr als einer Seite hin erscheint sie uns heute in ihrem Wesen und in ihrem Entwicklungsgange in einem ganz anderen Lichte, als es vor wenigen Jahrzehnten der Fall war, und manches Dogma, das einst als unfehlbar galt, hat sich uns als ein leerer Wahn erwiesen. Statt im leuchtenden Weiß des Marmors, haben wir uns jetzt die Bildwerke der Griechen in Gold und Farben strahlend zu denken; statt der leidenschaftlichen Ruhe, sehen wir bewunderungswürdige Meister in ihren Schöpfungen die kühnste Leidenschaftlichkeit der Bewegung entfalten! Eine der überraschendsten Offenbarungen aber umschloß bisher das Dunkel ägyptischer Gräber, aus dem nach fast zweitausendjährigem Verborgensein nun plötzlich in langen Reihen die von griechischen Händen gemalten Bildnisse der Menschen jener Zeit hervortreten, um uns in ein völlig neues Reich antiken Kunstschaffens schauen und mit jedem Blicke unsere Verwunderung sich steigern zu lassen.

Von Alters her war es in Aegypten Sitte, am Kopfende der Sarkophage das Bild des Todten in mehr oder weniger erhabenem Relief und in mehr oder weniger schematischer Ausführung anzubringen. Aus diesem alten Herkommen entwickelte sich dann in offenbar späterer Zeit ein verändertes Verfahren. Man malte das Bildnis unmittelbar auf die Leinwand-Umhüllung der Mumie oder aber auf eine dünne Holzplatte, die man über dem Gesicht der Leiche befestigte und mit den herumgeschlungenen und auf den Händen der Platte aufgestellten Binden derart umrahmte, daß der Todte nun gleichsam selber aus seiner Umhüllung herauszukommen schien. Nur vereinzelt, künstlerisch wenig auffällige Beispiele dieser Bestattungsweise waren uns bisher bekannt geworden, als im Späthommer 1887 in Nubaiat in der Provinz Fayum eine bereits im Alterthume räuberisch nach Schätzen durchwühlte Begräbnis-Stätte aufgedeckt wurde, die eine reiche Ansammlung solcher Portrait-Tafeln lieferte, und bald darauf dem englischen Ingenieur Flinders Petrie bei Ausgrabungen in Hawara, dem einstigen Begräbnis-Platz der Hauptstadt der Provinz, eine zweite Reihe von Arbeiten derselben Gattung in die Hände fiel. Während letztere, die allerdings an Bedeutung erheblich zurückstehen scheinen, zum größten Theile nach England kamen, gingen die Funde von Nubaiat in den Besitz des bekannten Wiener Großkaufmannes Theodor Graf über, der sie als eine der merkwürdigsten Gruppen antiker Denkmäler in vielbesuchten Ausstellungen in München und Berlin der Betrachtung und dem Studium zugänglich machte.

Aus ägyptischem Boden an's Licht gezogen, sind diese Portraits doch keineswegs Erzeugnisse ägyptischer Kunst. Ein Blick auf sie genügt, um zu erkennen, daß sie jener Periode hellenistischer Kultur entstammen, die für Aegypten mit der Gründung von Alexandria eingeleitet wurde, die dann die neue Hauptstadt unter der Herrschaft der Ptolemäer sich schnell zu einem Mittelpunkt ausgedehnten Welthandels und zu einem berühmten Sitz von Kunst und Wissenschaft entwickelte, in ihr mit den Aegyptern Griechen, Juden und Phöniciern zusammenströmten und von hier aus diese Mischung der Bevölkerungselemente sowohl wie ihrer Sitten und religiösen Bräuche weiter über das Land sich ausdehnen sah. Lebendiger aber, als in irgend einer schriftlichen Uebersetzung, tritt der eigenartige Charakter dieser Zeit uns nun in den Bildnissen der Menschen entgegen, die ihr angehören. Mitten hinein versetzen sie uns in das bewegte Treiben jener Tage, in das bunte Bild, das die äußere Erscheinung jener Welt darbot, in den Kreis der Gedanken und Empfindungen, von denen sie erfüllt war. Vor uns steht anschaulich die reiche Nachblüthe griechischer Kultur, die sich hier entfaltet und noch einmal ihre beherrschende Macht beweist; deutlich aber spüren wir zugleich, wie ein Hauch neuen Geistes die sich auflösende antike Welt zu durchzittern beginnt.

Der große culturgeschichtliche Werth der Bilder von Nubaiat hängt eng zusammen mit ihrem künstlerischen Charakter, der wieder in dem der Zeit wurzelt. Ein entschieden sich ausprägendes individuelles Leben ist der für sie vielleicht bezeichnendste Zug. Nicht mehr verschwindet der einzelne Mensch in der Gemeinsamkeit des Gemeinwesens; als eine selbständige Macht hat sich das Individuum fühlen gelernt, und persönliches Wesen und Können bringt sich in persönlichster Eigenart zur Geltung.

Lebendig aber spiegelt dies Gepräge der Zeit sich in der von ihrem Geiste erfüllten Kunst wieder. Nationalität und Herkunft des Dargestellten, die Verschiedenheit des Standes und der Lebensführung, jede Sonderart äußerlicher physiognomischer Bildung und jeder leise Zug inneren Seelenlebens drängt zu künstlerischer Wiedergabe, zu scharf und fein charakterisirender Ausgestaltung. So erstrebt der Künstler im Grunde dasselbe Ziel, auf das der heutige Meister ausseht, und in der That besteht zwischen diesen antiken Bildnissen und den Werken moderner Portrait-Malerei keinerlei wesentlicher innerer Unterschied. Hierauf beruht es denn auch, daß jene Bilder für den heutigen Beschauer überraschend schnell alles Fremdartige verlieren, daß die Menschen, die in ihnen geschildert sind, uns bald fast so vertraut erscheinen, wie täglich uns begegnende Gestalten, daß wir in ihren Zügen ihr Wesen und ihre Schicksale lesen zu können meinen und uns wundern, wie der Mensch im Grunde damals derselbe war, der er heute ist.

Männer und Frauen, Jünglinge, Knaben und Mädchen der verschiedensten Altersstufen begegnen uns in den Bildnistafeln in bunter Reihe, und der kein individualisirendes, realistische Auffassung entspricht der gleiche Realismus in der Wiedergabe der äußeren Erscheinungs-Formen des Lebens, des gesamten Kostüms im weitesten Sinne des Wortes. Ein flüchtiger Blick auf das, was die Bilder in dieser Hinsicht uns zeigen, bestärkt nur noch mehr den Eindruck, den uns schon die Züge der Köpfe, die lebhaften Aeußerungen des Seelenlebens in dem Blicke der nicht ohne inneren Grund sich meist groß und weit öffnenden Augen gewinnen lassen. Die Menschen, die uns hier gegenüberstehen, sind die Kinder einer Zeit, die der modernen sowohl in dem kräftigen Bewußtsein individueller Freiheit, das sie erfüllt, wie auch darin gleicht, daß die alte Ruhe und Stetigkeit des Daseins in einem erregteren Leben verschwindet, an die Stelle lang und tren festgehaltener Bräuche die abwechslungsreiche, immer wieder in neuer Weise

sinulich reizende Mode tritt. Im Einzelnen bereichert sowohl die außerordentliche Mannigfaltigkeit der hier in Gold und Scheitelung einfach schlichten, dort reich und kunstvoll aufgetragenen, der bald seltsam fremdartig, bald gleich einer Frisur unserer Tage anmuthenden weiblichen Haartrachten wie die nicht minder wechselnde Gestaltung der Geschnitte, der Diademe und Halsketten, der Ohrringe und der eigenthümlichen, mitten über der Stirn im Haar befestigten Hiertücher, mit denen die Frauen, der Kränze und Kragens, mit denen die Männer geschmückt sind, unsere Kenntniß um manche bisher unbekannte Form. Der archäologischen Forschung eröffnet sich hier ein neues Feld, und ihr mag es auch anheimgestellt bleiben zu entscheiden, ob die überall an den meist nur flüchtig hingestrichenen Gewändern in gleicher Weise wiederkehrenden, von den Schultern abwärts laufenden farbigen Streifen, sowie die rothen, mit Gold- und Silberknöpfen besetzten schärbenartigen Bänder, die manche der Männer umgehungen tragen, als Todtenbinden zu betrachten sind, wie Georg Ebers meint, oder ob nicht vielmehr was ungleich wahrscheinlicher ist, in ersteren einfache Ornamente, in letzteren die Abzeichen einer im Leben bekleideten Würde sich darstellen.

Daß die Bilder von Nubaiat Erzeugnisse hellenistischer Kunst sind, steht außer jeder Frage; schwieriger aber ist es, Zeit und Ort ihrer Entstehung genau zu bestimmen. Die Stelle, an der sie gefunden wurden, scheint einmals dem heute verschwundenen Orte als Begräbnisstätte gedient zu haben, einem wenig bekannten Orte, der bei der Lage an der Hauptstraße nach Alexandria und bei dem Handelsverkehr, den er als einer der Häfen an dem das Land durchziehenden Kanal vermittelte, vielleicht nicht ohne jede Bedeutung gewesen ist. Hier, sollte man demnach meinen, müßten die in unseren Bildern dargestellten Männer und Frauen verstorben und die Portraits derselben gemalt worden sein. Dem widerspricht indeß sowohl die auffällig große Zahl der offenbar den besten und begütertesten Gesellschaftskreisen Angehörigen, wie fast noch mehr der hohe Kunstwerth einer ganzen Reihe von Bildnissen, die man kaum einer provinziellen Werkstatt zuschreiben möchte. Doch es war in Aegypten alter Brauch, die Mumien der Verstorbenen oft weithin an eine besonders beliebte Begräbnisstätte zur Beisetzung zu versenden, und so ist es keineswegs erforderlich, in den bei Nerte Begrabenen ausschließlich Bewohner dieses Ortes zu sehen. Andererseits aber macht schon der Hinblick darauf, daß in den Portraits Greise und Greifinnen nur ganz vereinzelt uns begegnen, während die überwiegende Mehrzahl gerade dem blühendsten Alter angehört, es mehr als wahrscheinlich, daß die Tafeln bereits bei Lebzeiten der Dargestellten gemalt wurden, und selbstverständlich werden vermögende und kunstsinigende Leute ihr eigenes Bild oder das der Gattin, des Sohnes oder der Tochter nicht bei dem nächsten besten, sondern bei einem anerkannten Meister bestellt haben, so daß wir in den künstlerisch vollendetsten unserer Tafeln mit Kunst und Fleiß Arbeiten geschildert, in Alexandria anständiger Maler erblicken dürfen. Daß die ganze Reihe der Portraits erst in einer Zeit entstanden sein kann, in der eine vollständige Verschmelzung der verschiedenen Bevölkerungselemente sich vollzogen hatte und von ihnen Allen die landesübliche Bestattungsweise angenommen war, ergibt sich daraus, daß unter den Dargestellten der Typus der Aegyptier und Aethiopier nur ganz vereinzelt auftritt, während in den weitaus meisten Fällen uns das Gepräge griechischer Herkunft oder doch ein Typus, in dem griechische Züge überwiegen, gegenübersteht und daneben Erscheinungen uns begegnen, die unverkennbar dem semitischen Stamme angehören. Erwägt man dazu noch der anderen Seite hin, daß es noch an jedem Anzeichen eines bestimmenden Einflusses des Christenthums fehlt, so gewinnt man allerdings doch nur die weiten Zeitgrenzen von etwa 250 v. Chr. bis 350 n. Chr., und es bedarf noch einer Reihe anderer, weitführender Hinweise und Vergleichen, um es wahrscheinlich zu machen, daß wenigstens die weitaus meisten jener Bilder, und unter ihnen sicher sämtliche künstlerisch hervorragende Stücke, den beiden ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung angehören.

Reichen in dieser Hinsicht weitere Untersuchungen erforderlich, so haben uns die Grafen Funde bereits die dankenswertheften Aufschlüsse über die Technik antiker Tafelmalerei und namentlich über die vielumstrittene Frage des einflussreichen Verfahrens gebracht, das bei der Mehrzahl unserer Bilder angewendet ist und ihnen eine der Malerei gleichkommende Kraft und Tiefe des Tones gegeben hat. Dem Maler Donner von Nubaiat, der die Tafeln einer eingehenden Prüfung unterwarf, danken wir die Aufklärung über diesen Zweig antiker Kunst, und an der Hand seiner Erläuterungen vermögen wir zu verfolgen, wie der Maler das durch mehrmaliges Aufstreichen in Salzwasser und durch geeignete Zusätze erweichte, mit den Farbstoffen vermischte Wachs auf die vorher mit den Umrissen des Bildes versehene Holztafel auftrug, wie er mit dem Cestrum, einem gezähnten Spachtel, es vertrieb, die überflüssige Masse entfernte, die verschiedenen Töne in einander drückte, gelegentlich mit dem Pinsel oder dem Daumen nachhalf und dann schließlich dem fertigen Bilde durch Erhitzen und Verschmelzen Glanz und Glätte verlieh. Meist sind die Köpfe der Portraits in dieser Weise mit dem Cestrum, die nur skizzenhaft behandelten Gewänder aber mit dem in flüssige Wachsfarben getauchten Pinsel gemalt. Daneben begegnet uns auch die Technik der Tempera-Malerei, bei der die Farben mit Eigelb und Feigenmilch angerührt und auf die mit einem Kreidegrund überzogene Tafel aufgetragen werden, sowie endlich ein aus beiden Techniken zusammengefügtes Verfahren der Malerei in Wachs-Tempera, bei dem bald mit dem Cestrum, bald mit dem Pinsel gearbeitet ist und die Tafel nach dem Einbrennen, der „Encaustis“, einen mehr freskoartigen, milder fatten und warmen Ton erhalten hat.

In die Werkstatt des griechischen Malers führt uns diese Betrachtung und läßt uns den Gang seiner Arbeit belauschen. Wichtigster aber bleiben doch die endlichen Ergebnisse derselben, wie sie in den von Auge zu Auge sprechenden Bildern vor uns stehen. Wie wenig mühten wir bisher von antiker Malerei, da nur spärliche Reste uns erhalten waren und auch diese ihrer Mehrzahl nach dem Gebiete decorativer Kunst angehörten! Wie glücklich dürfen wir uns schätzen, nun Angehörige einer Reihe von fast hundert Bildnissen zu begreifen und zu bewundern, wie wenigstens die Spätzeit griechischer Kunst die Aufgabe lebendiger Schilderung des einzelnen Menschen erfasste! Gewiß schreitet aus dieser Menge von Bildern eine große Zahl aus, die als handwerksmäßiges, bisweilen mehr als rohes Erzeugniß untergeordneter Stümper nur eine wissenschaftliche, keine künstlerische Bedeutung hat. Uebrig bleibt trotzdem eine ansehnliche Gallerie unvergleichlich vollendeter Portraits, deren jedes dem empfänglichen Auge einen seltenen künstlerischen Genuß gewährt. Kraftvollste Männlich-

und Bohnen auch einige Blumen prangten, und wenn der Hering kam, war Malte's Bot das erste in See. Aber der Hering galt geringen Preis, Kartoffeln und Bohnen brauchten sie selber und ebenso das wenige Getreide, dessen Stroh zwei Schafen als Winterfutter diente. So kam es, daß sie bei allem Preis nicht viel erübrigten.

„Wenn ich ein Mann wäre,“ sagte die Marte eines Tages zu Malte, „ich wüßte, was ich thäte. Das bißchen Arbeit hier kann ich selber besorgen; warum gehst Du nicht fort und läßt Dich für ein großes Schiff anwerben? Da giebt's hohen Lohn, und da kannst Du in ein paar Jahren mehr verdienen, als wir hier bis zu unserm Lebensende.“

Der Mann sträubte sich gegen den Plan, aber das half ihm nicht lange. Wenn die Marte sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann geschah es gewöhnlich, und so segelte der Malte eines Tages hinüber nach Rügen, von dort nach Stralsund, um sich als Matrose anwerben zu lassen, und die Marte saß allein in ihrem Häuschen und träumte von den Schätzen, die der Malte heimbringen würde.

Wann er einmal wiederkommen würde, wußte sie nicht, dachte auch nicht weiter darüber nach, denn die Arbeit nahm sie völlig in Anspruch. Es war gerade, als ob die Marte den Wind erzürnt hätte, denn er lag in beständigem Kampfe mit ihr, seit der Malte fort war. Wenn sie im Frühjahr ihren kleinen Garten sauber bestellt hatte und die Kartoffeln schön gleichmäßig in der braunen Erde steckten, — husch, kam der Wind und bedeckte die Gartenerde mit lauter schiefen, krausen Sandwellen; wenn sie ihre Netze zum Trocknen aufhing, — husch, kam der Wind, schlang die Maschen durch einander oder um einen Nagel, um sie zu zerreißen; im Herbst kam er brausend daher, hob zur Nacht das Dach von dem kleinen Stalle, daß die schwarz-nasigen Schafe und das hochbeinige Schwein fast erstarrten vor Kälte; im Winter häuften er den Schnee auf dem Dache des kleinen Häuschens, daß die Sparren zerbrachen. Aber die Marte war zäh, sie verzweifelte nicht. Jede Arbeit begann sie geduldig von Neuem und schaffte ohne Ermüdung, denn sie hatte nur einen Gedanken: wenn der Malte heimkommt und wir zur Stadt ziehen, dann muß das Gewese in Ordnung sein, um einen Käufer zu finden.

Als der Malte fortzog, war es Frühling gewesen; Sommer, Herbst und Winter hatten dreimal gewechselt, und er war noch immer nicht daheim.

Da war's im dritten Sommer, daß er fort war. Das Sand-Eiland lag in Mittagruhe. Die Sonne brütete über den dünnen Fichten, die Luft mit Harzgeruch füllend; sie dörrte das Moos und das mattblühende Heidekraut und durchglühte den Sand des steil in's Meer abfallenden Nordstrandes. Ein träger, warmer Wind bewegte die langen Blätter des Strandhahers und spielte mit den festen, bläulichen Disteln. Vom hohen Swante wehte er den feinen Dünen sand hinunter in die Ebene, wo die mühsam eingehegten Kartoffelgärten lagen und belustigte sich, die halb verschmachten Pflanzen mit dem tödlichen Staube zu bedecken. Wie ein feiner Regen rieselten die Sandkörner auf das halbwelke Kartoffelkraut, — höher und höher, — da ward der Wind des Spieles überdrüssig, blies heftig hinein und entführte eine große Sandwolke gegen das Fischerdorf am Strande. Mit leisem Knistern jagten die Sandkörner den Abhang hinunter, einander überstürzend, bis der ganze Haufe vor dem Reißigzaune des äußersten Gärtchens liegen blieb. Hier schwebte der Wind einen Augenblick, als müßte er Athem holen, oder als besänne er sich auf irgend einen Schabernack; richtig, das war's: stink hob er eine Schnur mit dörenden Fischen vom haltenden Nagel und warf sie in die Lache, die das Spülwasser gebildet hatte. Nun war er zufrieden, tanzte über den breiten Fahrweg durch das Dorf an die See und zog über die Wellen.

Aus dem Hause mit dem tief herabhängenden, moosbewachsenen Strohdach trat die Marte. Sie trug einen Bottich mit Wäsche, und ihrem heißen, rothen Gesicht, sowie den weißlich angelaufenen Händen sah man die eben gethane Arbeit an. Sie ging an den Zaun und breitete die Wäsche über das dunkle Reißig. Außerhalb des Zaunes ging ein Mann vorüber, der ein paar schwarz-nasige Heideschafe nach sich zog. Er blieb stehen, schob die kurze Peise in den rechten Mundwinkel und sagte:

„Guten Tag, Marte.“

„Guten Tag auch, Jochen,“ antwortete sie, nachdem sie aufgeblüht.

„Bei der Arbeit, Marte?“

„Was sonst wohl, Jochen?“

„Hm,“ sagte er, und dann schwiegen Beide.

„Dein Mann noch nicht wieder da?“ fragte er nach einer Weile in einem Tone, der verrieth, daß er ganz genau wußte, daß der Mann noch nicht da sei; es war nur, um wieder anzufangen.

Sie sah ihn mit ihren stahlgrauen Augen fest an und fragte hastig:

„Was weißt Du von ihm?“

„Nichts,“ sagte der Mann, „ich fragte nur.“

„Paß,“ antwortete die Marte und arbeitete mit gleichgültigem Gesicht weiter, „wenn er hier wäre, brauchte ich mich nicht zu plagen, sein Verdienst —“

„Und wenn er nicht wiederkommt?“ meinte der Andere.

Sie sah ihn einen Augenblick an, als hätte sie ihn nicht verstanden.

„Er sagte, in drei Jahren käme er wieder,“ entgegnete sie dann, aber ihre Stimme klang nicht so fest wie vorhin.

„Und wie lange ist er fort?“

„Im Frühjahr waren es drei Jahre,“ fuhr sie fort und setzte hastig hinzu: „Sein Schiff ist nicht untergegangen, ich weiß es, der Herr Pastor hat es in der Zeitung gelesen.“

„Na, dann wird er ja wohl kommen,“ sagte der Mann und ging langsam weiter durch den heißen Sand, um für die Schafe einen anderen Weideplatz zu suchen.

Die Frau sah ihm nach, bis es ihr vor den Augen flimmerte, dann schüttelte sie den Kopf und hing ihre Wäsche weiter auf, aber ihre Bewegungen waren nicht mehr so ruhig und gleichmäßig wie vorhin. Als sie fertig war, nahm sie den Bottich und wollte damit in's Haus gehen, da sah sie die Fische am Boden liegen, nahm sie auf und begann sie wieder auf die Schnur zu reihen. Aber ihre Finger zitterten — „von der Arbeit“ sagte sie vor sich hin, und da warf sie die Fische in den Bottich und ging in's Haus.

Drinne setzte sie sich auf den kleinen Herdschemel und fing an, Kartoffeln für ihr Abendessen zu schälen. Es war so heiß und still, nur die Fliegen summten und stießen ihre Köpfe gegen die Fenster Scheiben, und die buntbemalte Uhr mit den langen dünnen Gewichten tickte. Nichts unterbrach die Stille und die peinigen Gedanken. Warum sollte der Malte nicht wiederkommen? Der Herr Pfarrer hatte ihr ja noch im Frühjahr gesagt, daß das Schiff nicht untergegangen sei, — jetzt war's freilich Sommer, — aber, — ja, warum sollte er denn nicht wiederkommen? Das war nur des Jochen dummes Geschwätz, was ihr im Kopfe summt: „und wenn er nicht wiederkommt?“

Sie konnte nicht mehr still sitzen; eine Unruhe war über sie gekommen, daß sie aufstand und durch die Bordthür in's Freie trat. Links an ihrem Häuschen führte die Fahrstraße durch das Dorf, und sie blickte den halbverwehten Geleisen nach, die geradeaus an's Meer führten. Das Wasser flimmerte in der heißen Sonne, kleine leichte Wellchen plätscherten an's Ufer und zerrannen auf dem glatten Sande, und darüber tanzte eine Wolke von Mücken. Sie sah so friedlich, so harmlos aus, die See, doch der einsamen Frau war's, als höre sie die Wogen brausen und sähe die weißen Schaumkronen gleiten; und, — was war das?

War das nicht ein Schrei? Sie schrak zusammen und sah eine Möve mit ruhigem Flügelschlage dahinziehen; die hatte den Schrei ausgestoßen und sie erschreckt. Sie sah, daß die See da lag wie ein Teich und die leichte Bläue der Luft ruhig widerspiegelte; wo kamen nur die Gedanken her, die ihr von Sturm und Todesgrauen erzählten? „Ich will etwas schaffen,“ dachte sie, und da sie nicht zu Hause bleiben wollte, ging sie in den Wald, um Reißig zu suchen. Sie ging langsam durch den heißen Sand der Fahrstraße und bog dann rechts in die Dünen, die dort sacht gegen den Wald hin anstiegen. Es war unerträglich heiß; zwischen den spärlich bewachsenen Sandhügeln fing sich die Sonne und färbte das magere Gras mit gelblichem Schimmer. Aus den violetten Distelköpfen taumelte ab und an ein goldgestreiftes Zimmchen, wenn der Marte Kleid daran vorüberstreifte, sonst unterbrach nichts die große Einsamkeit; als sie dann den kalkhaltigen und hartgebrannten Boden betrat, tönte der Schall ihrer groben Holzschuhe zu ihr empor. Und auch dieser Ton verstummte, als sie den Wald betrat. Die harzdunstenden Niefen standen regungslos, als lauschten sie auf einen kühlenden Hauch. Die wenigen Vögel schwiegen, und selbst die Eichhörnchen schienen zu schlafen, denn ihr leise raschelnder Sprung und das Knistern der fallenden Zapfen fehlte dem Walde. Die Marte folgte dem schmalen Pfade, der durch den Wald hindurch führte und der jenseits desselben ein jähes Ende hatte, denn

nur wenige Schritte weiter senkte sich die steile Kalkwand in's Meer. Sie schien das Reißig sammeln vergessen zu haben; dort auf dem kleinen, moosdurchsetzten Rasenstück warf sie sich nieder und starrte in's Meer hinaus. Was sie dachte, wußte sie selber kaum, es war immer dasselbe, dasselbe, — bis ihre Lider schmerzten, von Hitze und Sonne geblendet sich schlossen, — und die Marte schlief.

Ei, Wind, du flüchtiger Gefelle, hast du darauf gewartet? Sieh, wie er mit sanftem Fächeln den ganzen Duft des Waldes über die Schlafende hinhaucht, um sie tiefer einzulullen; wie er dann den Sandhauf hinuntertanzt, Kiesel lösend und vor sich herrollend, bis sie plätschernd im Wasser verschwinden; wie er über das glatte Meer dahinhuscht! Doch die Wellen kennen seinen Tritt und heben spähend ein wenig die Köpfe; wie er am Horizonte die kleinen weißen Wolken durch einander bläst, sie sammelt und wieder zerstreut! Jetzt wälzt er einen großen Wolkenball daher, der einen dunklen Schatten über das Meer wirft; die Sonne brennt heiß und verzehrt den Schatten; aber er hat eine Farbe auf dem Meere gelassen, die die Sonne nicht wieder fortbrennen kann, eine grünliche, tückische Farbe, aus der sich kleine Schaumköpfe witternd emporheben.

Die Sonne triumphiert einen Augenblick, doch der Wind ruht nicht. Nachzend schiebt er eine Wolkenficht über den Horizont, dunkel, schwer und gewaltig, um zu zeigen, daß es ihm nicht um eine Plänkelei zu thun ist, sondern um ernsten Kampf! Eine Welle sagt es der andern; rascher, rascher heben sie sich und eilen zum Lande, um den Sturm zu verkünden. Das Wasser färbt sich immer dunkler, die Schaumstreifen werden länger und gleißender, und an den Krebseisen bäumen sie sich hoch empor, daß die Tropfen weit umherfliegen. Durch die Niefen geht ein leises Rauschen, sie neigen sich raschelnd zu einander und stehen dann regungslos in stummer Erwartung. Ueber das dunkle Wasser her jagen die weißbrüstigen Möven mit gelbem Warnungsschrei, doch die Marte erwacht nicht davon. Sie schauert im Schlaf, denn die Sonne verhüllt sich und deckt die Schlummernde mit kühlem Schatten. Der Wind schläferete sie ein, der Wind wird sie wecken.

Jetzt kommt er. Mit hohlem Stöhnen jagt er über das Wasser, freischend stehen die Möven in der Luft und suchen mit weit ausgebreiteten Schwingen seiner Kraft Stand zu halten; er wirft sie gegen das Land und fährt durch die frachenden, splitternden, ächzenden Niefen. Singet mit in dem gewaltigen Chor des Sturmes! Das Meer jauchzt auf und tanzt nach seinem Pfeifen, ihm beugt sich der Wald! Blindlings wirbelt die weiße Sandwelle daher, stürzt über die Klippe und vergeudet ihr Leben in den dunklen, rasenden Wogen. Immer mehr schwarzes Gewölk fliegt daher, immer dichter ziehen die Wolken nach. Dir zu folgen, o Sturm,



du Allbezwinger; dir zu folgen im Tanze, zu dem der Himmel die Harfe schlägt in dumpfen, grollenden Donnerlauten! Hei, wie die Blitze herniederzucken!

„Erwache, Menschenkind,“ ruft der Sturm, und schwere Tropfen fallen auf der Schlummernden Haupt. Sie erwacht, sie springt auf und starrt umher. Rings Finsterniß und Sturm. Das war's, das hat sie im Traume gequält, das Gewitter, — oder war's noch etwas anderes, — ja, — ja noch etwas: der Malte.

„Er ist todt!“ kreischt sie, schlägt die Schürze über den Kopf und stürzt davon auf dem schmalen Pfade.

„Todt! todt!“ kreischen die Möven ihr nach.

„Todt!“ grollt der Donner. Sie reimt in wahnsinniger Angst durch den Wald, wo der Regen niederausht, wo die Aeste knisternd und knarrend nach ihr greifen und an ihren Kleidern zerren und Alles, Alles ihr zuschreit, gellend, ohrenzerreißend: er ist todt, todt durch deine Schuld! —

Reuchend tritt sie aus dem Walde und eilt über die grasbewachsene Düne. Aber auch hier folgt ihr der Mövenschrei, grollt der Donner und zuckt der Blitz: er ist todt!

Der Regen trieft aus ihrem Haare und der Wind schlägt sie eng in die nassen Kleider; sie merkt es nicht in ihrem Laufe, den sie mechanisch nach Hause richtet. Halb gleitend eilt sie über das kurze Dünengras, jetzt in die Dorfstraße. In dem erweichten Sande bleiben die schweren Holzschuhe stecken; sie merkt es nicht, leuchend, wandelnd stößt sie die Thür ihrer Wohnung auf und tritt in die dämmerige Küche.

„Marte,“ sagt Malte's ruhige Stimme, und gegen das helle Fenster zeichnen sich undeutlich die Umrisse seiner Gestalt, wie er ihr entgegentritt. Das ist zu viel für die Angstgehetzte.

„Malte!“ ruft sie und schlägt schwer auf den grauen Lehmfußboden. Mit einem Schreckensrufe beugt er sich zu ihr nieder und tastet vorsichtig mit den ungelenken Fingern über ihr Gesicht, ihr nasses Haar, die nassen Kleider. Er sucht in den Taschen seiner weiten schwarzen Hosen nach

Zunder und entzündet mit Mühe das Talglicht im zimmernen Leuchter, das, wie er weiß, auf dem rothgestrichenen Tische steht. Bei dem röthlichen Scheine sieht er in ihr Gesicht, rathlos, thatlos, — bis es ihm einfällt, sie mit Wasser zu besprengen. Aber während er mit der grünen Holzkelle aus der großen Wassertonne schöpfen will, thut die Marte seufzend die Augen auf. Er wendet sich zu ihr, da umschlingt sie seine Kniee, drückt ihr Gesicht daran und bricht in trampfhaftes Weinen aus.

„Was ist Dir?“ sagt er und streichelt ihr nasses Haar, sich im Stillen über die Weichheit ihres Gemüths wundernd, die ihm neu ist. Er hat nicht gedacht, daß seine Ankunft sie so überraschen würde, gar bis zu Thränen zu erfreuen. Thränen bei der Marte! Er hat nie gemeint, daß sie sich viel aus ihm mache, aber er freut sich und zieht sie empor an seine Brust und küßt sie.

Die Marte hat ihre Schwäche überwunden; sie sieht ihn an und lacht. „Es war recht dumm von mir, so zu weinen,“ sagt sie, „aber ich hatte gedacht, Du wärest todt, Malte. — Wie konnte ich es mir nur einbilden!“ Sie läßt ihn los, geht zum Herd, macht Feuer und eilt geschäftig auf und nieder. Sie seht Wasser zu, sie holt Kartoffeln, läßt Alles wieder stehen, um aus dem Wandschrank ein paar geräucherte Fische

zu nehmen, die sie über dem verstaubten Wachholderbranntwein vergißt, von dem sie ihm einschenkt. Aber ihre Hand zittert. Sie ist in unbeschreiblicher Aufregung; Wind und Wetter haben gelogen, der Malte ist nicht todt, er ist hier und bringt die Erfüllung ihrer Träume. Soll sie ihn fragen? — Nein, nein, er wird es von selber thun, er wird sein Bündel aufschneiden

kalt, trotz der Gluth des Herdfeuers. Sie erzählt so viel, so unaufhörlich, daß sie des Malte Antworten nicht vermisst.

Er sitzt am Tische; das flackernde Talglicht und die zuckende Herdflamme werfen rothe Lichter auf seinen blanken Delrock und schauen neugierig in sein Gesicht. Er hat den Kopf in die Hand gestützt und blickt mit einem sonderbar trostlosen Ausdruck nach der schwagenden Frau hinüber.

Jetzt lacht sie hell auf (der Malte wundert sich, was in aller Welt noch des Lachens werth sei), und wendet ihm ihr strahlendes, rosiges Antlitz zu. — Wie sie in des Mannes Gesicht blickt, erstarrt ihr Lächeln; sie wirft sich über den Tisch, schaut mit weiten Augen in die seinen und fragt, indem sie die Finger um seinen Arm klammert:

„Malte, um Gotteswillen, was hast Du mitgebracht?“

Einen Augenblick ist es todtensstill, dann antwortet der Mann ganz leise, und doch klingt es der Marte wie ein Schrei:

„Nichts!“ —

(Fortsetzung folgt.)

— Nachdruck verboten.

Kronprinz Rudolf.

Von Klaus von Rheden.

Siehe das Portrait, Seite 33.

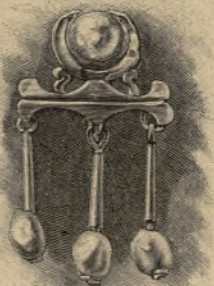
Das war ein goldiger Sonnentag, der am 21. August 1858 zu Rüste ging, der Tag, an dem die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich im Schlosse Laxenburg ihrem hohen Gemahle einen Sohn, ihren beglückten Völkern den Kronprinzen, dem Reiche den langersehnten Thronerben schenkte! Ein Ruf der Freude ging durch die Lande, die der Krone Oesterreichs unterstehen, und mit nicht minder frohbelegtem Herzen nahm man auch jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle Theil an dem Glücke des Habsburgischen Herrscherhauses. Festlich schmückte sich Wien. Am Abend des 22. August flammten in allen Straßen die Feuer-Quirlanden einer allgemeinen Illumination; in den Theatern fanden Festvorstellungen statt, für das Burgtheater hatte der gemiale Friedrich Salin einen Prolog gedichtet, dessen klingende Verse Frau Mettich als Muse der Geschichte sprach. Einen Tag später wurde an dem jungen Thronerben zu Laxenburg durch den Fürst-Erzbischof Klauscher die Feier der heiligen Taufe vollzogen, der auch des Kaisers

greiser Vater, Erzherzog Franz Karl, als Pathe beizuohnte. Der Täufling erhielt neben den Namen seines Vaters und Großvaters als Rufnamen den des Gründers der Dynastie. Ein zweiter Rudolf von Habsburg sollte das blühende Fürstenthum werden, um, — so führte der Erzbischof Klauscher in seiner Taufrede aus, — den hehren Beruf zu erfüllen, den der Stammvater des kaiserlichen Hauses seinen Erben hinterlassen habe, — ein zweiter Franz Joseph I. auch, weise, muthig und unerschütterlich wie er! —

Altem Herkommen zufolge wurde der Kronprinz schon am Tage nach seiner Geburt dem Heere einverleibt. Ein Armeebefehl vom 22. August 1858 ernannte ihn zum Oberst-Zuhaber des 19. Linien-Infanterie-Regiments, das von diesem Tage ab den Namen Kronprinz Rudolf führte. Eine Sonne des Glückes leuchtete über die ersten Kinderjahre des jungen Fürsten. In der Baronin Charlotte von Welben, der Wittwe eines höheren Offiziers, hatte er eine ausgezeichnete Pfliegerin und Erzieherin gefunden, welche in bester Weise die Geistesgaben des gewekten und intelligenten Kindes zu fördern verstand. Baronin Welben ist erst vor wenigen Jahren als hochbetagte Greisin verstorben und hat die Freude mit in das Grab genommen, bis zu ihren letzten Tagen die Liebe und Anhänglichkeit des Kronprinzen genossen zu haben. Ihr Nachfolger im Amte der Erziehung wurde der General-Major Graf Gondrecourt, der indessen mehr ein tüchtiger Soldat, als ein guter Mentor war und seine Stelle bald an den Oberst-Lieutenant Latour von Thurnburg abgeben mußte. Auch ein Soldat von exprobletem Rufe, zudem aber ein Mann von hoher Bildung, gelang es ihm vor Allem, in dem Kronprinzen jene Liebe zum Studium der Wissenschaften zu entfachen, die diesem herrlichen Fürstenthume im Vereine mit seiner hervorragenden Begabung schon in jungen Jahren den Stempel geistiger Bedeutung aufdrückten. An seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung theilnahmen sich



Portrait Nr. 8 aus der Graf'schen Sammlung „Antiker Portraits aus hellenistischer Zeit“.
Siehe Seite 38.



Ohrgehänge zum vorstehenden Portrait,
in natürlicher Größe. Nach dem bei der Ausgrabung
vorgefundenen Originale.

und ihr das Gold in den Schoß werfen. Warum soll sie ihn fragen?! Sie hantirt am Herde, sieht sich nicht um nach ihrem Manne, sondern schwagt und schwagt, lauter gleichgültiges, halbverwirrtes Zeug, um nur die Frage nicht zu thun, die ihr auf der Seele brennt. Ihre Wangen glühen, aber ihre Hände sind

keit, gesammelter Ernst des Wesens, spottlustiger Sarkasmus, melancholische Grübeleien und frivole Leichtfertigkeit der Lebensführung haben hier in der Reihe der Männerbildnisse, klar waltender häuslicher Sinn, nüchterne Verständigkeit, poetisches Sinnen und Denken, holdselige Anmuth und reizende Naivität und Reife in den Frauen, Mädchen und Kindern gleich meisterhafte Schilderung gefunden, und wie die dargestellten Menschen sich mannigfach unterscheiden, so vermögen wir in der Auffassung derselben, die hier zurückhaltend vornehm, dort rücksichtslos naturalistisch erscheint, hier an die Weise florentinischer Meister, dort an die des derben Niederländers anknüpfen, die verschiedensten künstlerischen Individualitäten von einander zu sondern.

Schwer fällt es, aus den Reihen dieser Bilder dieses oder jenes als das gelungenste zu bezeichnen. Mögen die drei, die wir in Holzschneitten vorführen, wenigstens eine annähernde Vorstellung dessen gewähren, was in dieser Gallerie zu finden und zu finden ist. Wie ein von der Hand eines Alma-Tadema gemalter Kopf muthet das ganz von vorn gezeichnete Mädchenbildniß mit kaum merklich lächelnden Lippen uns an. Es ist eines der interessantesten Bilder der ganzen Sammlung im Hinblick auf die eigenthümlich strenge Auffassung sowohl, wie auf die Einzelheiten des Kostüms. Der noch in einigen anderen Frauenbildern wiederkehrenden kunstvollen Friisur mit den zierlich geordneten Locken und den diademartig darüber geschlungenen Zöpfen, die durch ein Verlehen und durch einen durchgesteckten Pfeil zusammengehalten wird, gefellen sich als Schmuck neben den Halsketten eigenartig geformte Ohrringe in Gestalt einer in eine Mondichel gefaßten Perle als Trägerin eines beiderseits dreizehnten Bügels, von dem drei andere Perlen an zierlichen Goldketten herabhängen. Ohrringe gleicher Form begegnen uns nicht bloß wiederholt an anderen Frauenbildern der Sammlung, sondern sind überdies, in Gold gearbeitet, gleichzeitig mit dem Portrait-Tafeln gefunden worden und man darf sie als einen besonders beliebten Schmuck jener Zeit betrachten. Als ein Meisterwerk scharfster Charakteristik erscheint neben diesem weiblichen Portrait der mit ungeschwünter Lebenswahrheit uns anblickende Männerkopf mit freiem Haar und kurz gehaltenem Bart, dessen fest geschlossen Mund fast herausfordernd ein mit halb verhaltenem Spott sich mischender Zug überlegenen Selbstbewusstseins umspielt. Seiner kraftvollen Erscheinung aber gefehlt sich dann wieder der als Gegenstück das vielleicht lieblichste Portrait der ganzen Reihe, das Bild des halb noch kindlichen Mädchens mit dem leicht in den dunklen Locken ruhenden goldenen Epheuranz und den nur erst ahnend in's Leben blickenden großen Augen, das wie zum Liebling Aller geschaffen scheint und gewiß schon manchen Beschauer der Grafschen Sammlung durch den zauber künstlerischer Verkörperung eines so hold anmuthenden, unschuldsvollen Menschenbafens entzückt hat.

Meine „Bedienung“.

Novellette von Georg Maltowsky.

(Schluß.)

Ich bin neulich zum ersten Male bei ihr oben gewesen, fuhr die Alte fort, „und wie ich mit ihr discutierte, — wir hatten in einem Menschen, dessen Photographie über ihrem Bette hängt, einen gemeinschaftlichen Bekannten gefunden, — ist sie mit einem Male ganz bleich und ohnmächtig geworden. Und als ich ihr Wasser in's Gesicht gespritzt hatte, ist sie wieder zu sich gekommen und hat mir gesagt, ich sollte nur gehen. Na, Sie können sich denken, daß mir das gleich eingefallen ist. Ich bin dem sofort zu meinem Namen gekommen, und der holt nun die Polizei und den Schlosser. Sehen Sie, da kommen sie schon!“

Während ein Schuttmann die nachdringenden Hausbewohner zurückhielt, stieg ich mit dem Wachtmeister und dem Schlosser die Treppen hinauf. Ein paar Versuche mit verschiedenen gekrümmten Dietrichen, dann gab der Niegel nach, ein Druck auf die Klinke, und aus der geöffneten Thür quoll uns ein feiner blauer Dunst entgegen, der sich in breiten, durch den plötzlich entstandenen Aufzug bewegten Streifen durch das Zimmer hinzog. Der Wachtmeister eilte hinein und rief das Fenster auf, sodaß das Sonnenlicht voll und leuchtend hereinquoll. Der Kohlendunst trieb mir schneller, den Athem benehmend, entgegen. Ich blieb auf der Schwelle stehen und überblickte das Zimmer. Es war Alles in schönster Ordnung und Sauberkeit. Der Platz auf dem Tische war leer. Auf dem Tische lag sorgfältig zusammengegebunden ein Päckchen fertiger Wäsche. Und da, gerade über das Päckchen, konnte ich es sehen, ein stilles, wachsbleiches Gesicht, das ruhig, wie im Schlafe auf dem weißen Kopfkissen ruhte, von einer Nachthaube umschlossen, so daß nur ein schmaler Streifen dunklen Haares an den Schläfen sichtbar war. Die Hände lagen parallel ausgestreckt auf dem Deckbette. Der Tod schien schmerzlos, ohne jeden Kampf eingetreten zu sein. Der Wachtmeister hatte sich über das Lager gebeugt. Er winkte sich den Schlosser heran. „Wenn Sie hinunterkommen, gehen Sie zum nächsten Arzte. Erstreckung durch Kohlendunst!“ Dann schritt er nach dem Wachtisch zu, ergriff einen Krug, schlug das Deckbrett zurück und bespritzte den Körper mit Wasser. Gleichzeitig forderte er den Schuttmann auf, durch gleichmäßige Seitenbewegung der starr ausgestreckten Arme eine etwa eintretende Athmung zu befördern.

Während die Beamten ihre Belebungs-Versuche fortsetzten, sah ich mich im Zimmer um. Mein Blick fiel auf einen neben dem Wäschebündel liegenden Brief, dessen Aufschrift meinen Namen trug. Ich zeigte ihn dem Wachtmeister, der mir erlaubte, ihn zu lesen, mit dem Bemerkung, daß er ihn nachher zu den Akten nehmen müsse. Es waren vier, in großer, etwas steiler Handschrift beschriebene Seiten.

„Lieber Herr!“

Da ich sonst Niemand habe, der sich um mich kümmert, möchte ich wenigstens Ihnen sagen, warum ich das Leben nicht mehr ertragen kann. Meine Geschichte ist ganz kurz, und ich meine, Sie werden mich verstehen, wenn ich mich auch ein bißchen ungeschickt ausdrücke.

Ich bin von Geburt an ein Humpelfüßchen gewesen, und mein Vater, der Schulmeister war, hatte oft Mühe genug, mich gegen die Redereien der Dorfjungen zu schützen. Meine Mutter war bei meiner Geburt gestorben. Als ich größer wurde, gingen die anderen Mädchen auf den Tanzboden, ich blieb zu Hause sitzen und dachte mir Etwas oder träumte auch nur so vor mich hin. Von Liebe hatte ich mein Lebtag nicht viel gesehen, und als mein Vater starb, habe ich mich wohl

gegrämt, aber es war mir doch schon ganz recht, daß ich aus dem Dorfe herankam. Ich verkaufte das bißchen Anwesen, zog mit dem Gelde, das ich dafür bekam, nach der Hauptstadt und lernte Nähen.

Ich habe mich vor der Arbeit nie gefürchtet, und so ging es mir denn bald ganz gut. Ich konnte mir ein paar Gehülfsinnen annehmen und arbeitete für die großen Geschäfte. Was ich von meinem Gelde in der ersten Zeit genommen, hatte ich bald wieder ersetzt und legte noch dazu zurück. Da kam ich mit meinem Sinken eines Tages auf der Straße zu Falle. Ein junger Mann half mir auf, und da ich mir den geschunden Fuß verstaucht hatte, fuhr er mich in einer Droschke nach Hause. Er war Commis in einer Materialwaaren-Handlung und besuchte mich, so lange ich krank war, wenn er konnte. Ich freute mich schon, wenn ich ihn auf der Treppe hörte, und da ich gerade nicht durch Aufmerksamkeiten verwöhnt war, hatte ich ihn bald sehr lieb.

Wir wurden denn auch schnell einig. Er richtete sich mit meinem Gelde ein eigenes Geschäft ein, und wenn Alles gut ging, wollten wir uns heirathen. Da wurde er mit einem Male krank, und nach ein paar Wochen war er gestorben, an der galoppirenden Schwindsucht. Wenn ich das Alles jetzt so hinschreibe, sieht es aus, als ob es etwas ganz Gewöhnliches wäre, aber Sie müssen denken, lieber Herr, daß er der einzige Mensch gewesen ist, der mich jemals lieb gehabt hatte, und daß er für mich so eine Art Heiland war.

Ich dachte anfangs, ich würde verrückt werden, aber ich hatte keine Zeit dazu. Das Geschäft war merkwürdiger Weise ganz in Unordnung, Alles auf meinen Namen genommen, und das Allerwenigste bezahlt. Er mußte wohl die Sache nicht recht verstanden haben. Als ich das Nothwendigste regulirt hatte, konnte ich gerade noch sein Begräbniß bezahlen. Er hatte nämlich auch weder Vater noch Mutter. Dann kam wieder eine lange, stille Zeit, in der ich nicht wußte, was ich mit mir anfangen sollte. Aber es ist schon richtig! Wer einmal recht glücklich gewesen ist, kann niemals ganz unglücklich werden. Mir war's, als müßte ich alle meine Liebe auf sein Grab übertragen. Alles, was ich mir am Leibe absparen konnte, habe ich darauf verwendet, es nur recht auszuschnüden. Und dann habe ich draußen auf dem Kirchhofe gesessen und ihm Alles erzählt, was mir den Tag über passiert war. Ich bin wieder ruhig und heiter geworden.

Ich weiß nicht, ob Sie mich ganz verstehen werden. Sehen Sie, Sie haben viel gelernt, Sie haben ein reiches Leben schon für sich allein und gewiß auch noch viele Menschen, die daran Theil nehmen. Ich habe gar nichts weiter, als die eine Erinnerung an ein großes Glück und das Grab mit meiner Hand und meinen Blumen. Und nun stellen Sie sich einmal vor, daß mir das Bißchen mit einem Male aus dem Leben herausgerissen wird, als ob es niemals darin gewesen wäre.

Kommt da die Hausmeisterin neulich zu mir herauf und sieht die Photographie meines Bräutigams über meinem Bette. „Ach, den haben Sie auch gekannt? Na, wissen Sie, das war der beste Bruder auch nicht. Der ist immer in ein Haus gekommen, in dem ich damals noch ein ganz junges Dienstmädchen war. Da wohnte eine Schneiderin, mit der er sich schon lange herumzog und die er heirathen wollte. Ein anderes Verhältniß von ihm, so eine reiche Alte, sollte ihn nur erst ein Geschäft einrichten. Es ist ihm übrigens nicht gelungen. Er ist darüber weggestorben, und die Schneiderin hat das Nachsehen gehabt.“

Und dann erzählte sie mir eine Masse von Einzelheiten, daß ich gar nicht mehr zweifeln konnte. Ich bin ohnmächtig geworden und hab' die alte Schwägerin fortgeschickt.

Sehen Sie, lieber Herr, da war nun mein ganzes Leben zwanzig Jahre lang eine einzige große Lüge gewesen, und ich hab' keinen Muth mehr, ein neues anzufangen. Weil sie mir meine Erinnerung und mein Grab genommen haben, muß ich sterben. Die Photographie über meinem Bette habe ich nach der Wand zugekehrt, und die Blumen auf dem Kirchhofe können verwelken. Ich habe im Leben nichts mehr zu thun. Adieu, lieber Herr!“

Meine Stimme zitterte, als ich dem Wachtmeister den Brief übergab. „Nehmen Sie ihn zu den Akten, aber sorgen Sie dafür, daß er mir später wieder zugestellt wird.“

Der herbeigerufene Arzt machte einen kleinen Einschnitt in eins der sich auf dem Körper zeigenden rothen Flecken und constatirte den infolge von Vergiftung durch Kohlenoxyd eingetretenen Erstickungstod.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geistlich geschützt sind.

Sitte und Kunstgewerbe. — Einer der Hauptfactoren, aus welchen kunstgewerbliche Anregung erwächst, ist die Sitte. Sitte ist bekanntlich nichts Anderes, als die Art und Weise, wie sich die Mehrheit der Menschen in den verschiedenen Lebens-Verhältnissen benimmt, mit welchen Formen, Worten, Gebärden und Handlungen sie hergebrachtenmaßen die ihr begehrenden Schicksale, Ereignisse und Menschen aufnimmt und entläßt. Die Sitte unterscheidet sich durch ihre Dauerhaftigkeit, durch Ernst, Tiefe und Innerlichkeit von ihrer leichtfertigen, vergänglichlichen Schwester, der Mode. Auch die Sitte ändert sich, aber nur im Laufe der Jahrhunderte, langsam und aus bestimmten Gründen, nicht aus bloßer Laune der Mehrheit. Unter den bestimmenden Gründen aber, welche Veränderungen der Sitte herbeiführen, steht in allererster Linie die menschliche Erfahrung. Die Sitte steht im innigsten Zusammenhange mit den größten und ernstesten Angelegenheiten der Menschheit: mit der Gesundheit, Kraft und Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers, mit der Bildung des Geistes und des Herzens, mit der Religion und der Wissenschaft, mit dem Recht, der Moral und der Kunst. In all den Fällen aber, in welchen der Mensch zum Leben und Sterben, zur Arbeit und zum Genuß irgendwelche Erzeugnisse menschlicher Werthbätigkeit gebraucht, übt auf das Wesen dieser Erzeugnisse die Sitte einen mehr oder weniger deutlich erkennbaren Einfluß aus.

Das Kunstgewerbe steht, weil es ja zum größten Theile praktischen und künstlerischen Zielen zugleich dienen soll, weit mehr unter dem Banne der Sitte, als die Kunst. Das Kunstgewerbe dient dem täglichen Leben; und wenn wir bedenken, daß es die Sitte ist, die uns in den meisten Fällen die Form des täglichen Lebens vorschreibt, so werden wir leicht erkennen,

wie zwingend sie auf alle kunstgewerblichen Erzeugnisse einwirken muß.

Die Sitte begleitet den Menschen von der Geburt bis zum Tode. Sie legt das neugeborene Kind früher in eine Wiege und gab damit dem Schreiner, dem Holzschneider, dem Maler und dem Vergolder die Aufgabe, für die Kinderwiege nicht nur passende Constructionsformen, sondern auch eine geeignete Verzierung ausfindig zu machen. Jetzt ist aus sanitären Gründen die Wiege in Mißcredit gekommen und an ihre Stelle der Kinderwagen getreten. Dieser aber stellt ganz andere Ansprüche an die Technik, als die Wiege; er ist ein Transport-Werkzeug und folgt als solches den Grundbedingungen aller Transport-Werkzeuge; er muß andere Eigenschaften haben, als die Wiege, Eigenschaften, die der künstlerischen Ausschmückung bei Weitem nicht so viel Spielraum lassen.

Die Sitte giebt dem kleinen heranwachsenden Menschen ein Spielzeug in die Hand. Aber das Spielzeug der Gegenwart ist, eben unter dem Einflusse der wechselnden Sitte, ein ganz anderes geworden, als das Spielzeug vergangener Jahrhunderte war. An die Stelle des lieben alten Rukhnaders sind kleine Dampfmaschinen, elektrische Motoren, Buchdruckereien, photographische Apparate und dergleichen getreten, und zu den alten europäischen Puppen schiden China und Japan unseren Kleinen ihre exotischen Püppchen und Spielsachen. Daß das Spielzeug unserer heranwachsenden Jugend nicht in dem Grade vom Kunstgewerbe veredelt wird, wie tausend andere Dinge, die wir in unseren Wohnungen haben, hat seinen Grund darin, daß, auch wieder unter dem Banne der Sitte, die Lieblingsbeschäftigungen der Jugend mehr und mehr das Buch und allerhand sportliche Liebhabereien werden; ersteres aus Anlaß des allgemeinen Bildungsfrebens, letzteres aus einer richtigen Fürsorge für Pflege der körperlichen Gewandtheit. Aller Sport ist dem Kunstgewerbe entschieden abhold; er will nur solche Erzeugnisse, die auf die einfachste Weise seinen Zwecken dienen. Kein Jäger wird ein kunstvoll verziertes Gewehr zur Jagd mitnehmen, wenn er ein einfaches von gleicher Leistungsfähigkeit besitzt; kein moderner Reiter wird sein Pferd mit kunstgewerblichem Sattelzeug versehen; bei einem Segel- oder Ruderboot muß jedes Streben nach Verzierung dem geringsten praktischen Erforderniß weichen.

In einfacheren Culturzuständen knüpft sich eine zähe Sitte an die Hauptereignisse des Menschenbafens: an Geburt, Eheschließung und Tod. In unserer Zeit dagegen wird immer entscheidender die Gliederung der Sitte in Arbeits-sitte und Genuß-sitte. Die heutige Arbeits-sitte verzichtet im Interesse einer raschen und energischen Arbeitsleistung und einer möglichst beschleunigten Kapitals-Bildung auf alle künstlerische Verzierung ihres Werkzeuges, ihrer Maschine, ihrer Arbeitsräume und Arbeits-Vorrichtungen. Verwundungen sind die alten Kunstbräuche, die kunstvollen Meisterstücke. Diese Vereinfachung und Kahlführung unseres Arbeitslebens ist unter dem Drucke eines einseitigen Industrialismus viel zu weit getrieben worden. Es ist ein großer Fehler, der productiven Thätigkeit des Menschen, der Arbeit, jeden Schmuck zu rauben. Denn dadurch muß sie mehr und mehr zur Qual für diejenigen werden, die ihr den größten Theil ihres Lebens widmen müssen. Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts hat viel in dieser Richtung gesündigt. In den letzten Jahrzehnten, seit dem Wiederaufleben des Kunstgewerbes, ist Manches besser geworden; Vieles bleibt aber noch zu wünschen übrig. Man sieht jetzt wenigstens ein, daß nicht nur die Räume der Freude und Geselligkeit, sondern auch die Stätten unseres Arbeitslebens einen künstlerischen Schmuck verdienen. Man hat dabei mit den Bahnhöfen der Großstädte, mit den Palästen der Banken und der Börsen den Anfang gemacht, aber noch lange wird es währen, bis man einsieht, daß die Umgebung jedes arbeitenden Menschen solchen Schmuck verdient, bis dieses Streben nach Verschönerung in jedes Bureau und jedes Comptoir eindringt; und noch weit länger wird es währen, bis auch die Arbeitsstätten der ärmsten Arbeiterklassen anfangen werden, diesem Streben nur einige Concessionen zu machen.

Vorläufig ist es fast ausschließlich die Genußwelt, welche der Kunst und dem Kunstgewerbe Spielraum zur Thätigkeit bietet. Die moderne Genußwelt wird beherrscht von einer Genußsitte, die beständig bemüht ist, sich zu festigen, sich bestimmte Regeln und Formen zu schaffen. Was Phantasie und Laune und technischer Fortschritt der gnußbegierigen Menschheit bringen, wird entweder von der Mode nach flüchtigen, oder von der Sitte nach dauernden Regeln in das Genußleben eingebürgert. Es ist sehr natürlich, daß die Sitte das Werkzeug, welches ihr dient, schon und erhält, während die Mode das ihrige voll Uebermuth verbraucht. Je mehr Fleiß und Geist an die Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes gewendet wurde, um so mehr spricht aus ihm zu den Leuten, die ihn benutzen, und um so mehr muß auch die Art seiner Benutzung zur feststehenden Sitte werden. So entsteht ein Gebiet, wo schöpferische Arbeit und vernünftiger Lebensgenuß einander beständig anregen, beeinflussen und erziehen.

Die Genußsitte beherrscht die Räume der Familienwohnung, der Wirths- und Kaffeehäuser, der Theater, Concert- und Balläle und andere öffentliche Vergnügungsorte als geistige Regel; das sachliche Inventar dieser Räume dagegen wird vom Kunstgewerbe und von der Kunst beherrscht. So sind Sitte und Kunstgewerbe darauf angewiesen, sich zu verstehen und sich in die Hände zu arbeiten. Die Sitte schreibt uns vor, wie man mit Anstand ißt und trinkt, aber das Kunstgewerbe, das mit seinen Erzeugnissen unsere Tafel deckt und uns die Stühle dazu hinstellt, muß die Tafelsitte kennen und ihr entgegenkommen. Die Sitte scheidet unsere Wohnräume in Salons und Eßzimmer, Wohnzimmer, Arbeitszimmer und Schlafzimmer, Flur und Küche u. s. f.; aber sie kann diesen Unterschied nur schaffen und mit ihm den Lebensgenuß erhöhen und ausprägen, wenn sie dabei vom Kunstgewerbe verstanden wird. Die Sitte kann aber auch, — was sie ja soll, — nur dann zum Gemeingut der weitesten Kreise werden, wenn sie ihren sachlichen Werkzeugen mannigfache Abstufungen nach den Graden des Wohlstandes möglich macht. Eine Sitte, die an das Kunstgewerbe unerfüllbare, viel zu theure Anforderungen stellt, kann deshalb nicht zum Gemeingut werden. Und ein kunstgewerbliches Product, dessen Dasein nicht durch eine daran knüpfende Lebenssitte durchgegeistigt wird, bleibt ein unverständliches Spiel der Laune, eine nutzlose Nacität oder eine vergänglichliche Schöpfung der Mode. In hundert und aber hundert kleinen Zügen muß uns allfälligkeit die Thatfache entgegenreten, wie Kunstgewerbe und Lebenssitte sich gegenseitig durchdringen und verstehen. Wenn wir in ein Zimmer eintreten, so können uns die darin befindlichen Hausath-Gegenstände Aufschluß geben über die Sitten und Lebensgewohnheiten seiner Bewohner, über ihren Wohlstand und über ihre besonderen Liebhabereien. So tragen leblose Dinge zum Ver-

ständnisse der Menschen unter einander bei. Aber die Erzeugnisse des Kunstgewerbes sind noch mehr, als bloße Dolmetscher der Lebenssitten ihrer Eigentümer; sie sind selber Träger der edlen Lebenssitten großer Culturvölker, und bringen als solche ununterbrochen aus den Großstädten in die ländliche Einsamkeit, aus den Culturländern in die Wildniß vor, eine milliardenfache Schar von leblosen und doch stets bereiten Missionären.

Max Haushofer.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Jugendliche Gesellschaften.

Auch in diesem Winter hat unsere Geselligkeit einen stilleren Charakter als in früheren Jahren angenommen, zunächst wohl hervorgerufen durch die Trauer des deutschen sowie des österreichi-



Salon-Spiegel

in imitierter Bronze. Entworfen und ausgeführt von Carl Böhlisch, Hoflieferant in Berlin SW, Reuthstr. 6. Höhe 1 Meter 25 Cent.

ichen Hofes, welche die Kreise der Aristokratie, des Offizier- und Beamtenstandes in Mittheilung zieht. Aber auch in der feinen bürgerlichen Gesellschaft gehören eigentliche „Ballfeste“ zu den Seltenheiten; herrschende Mode wurde die Einladung zum „Mittagessen.“ Wenn aber die Jugend bisher dieser Form geselliger Vereinigung fern blieb, so scheint es, als habe man jetzt stillschweigend ein Compromiß mit ihr geschlossen. Die weibliche Jugend entlag nur schweren Herzens der Freunde am Tanz, die Herren aber, welche sich überhaupt noch Terpsichorens Anhänger nennen, sind durchaus auch materielleren Genüssen nicht abgeneigt. So entstand schon vor einigen Jahren eine neue Art der Geselligkeit, die sich jetzt allgemeiner Beliebtheit erfreut. Man labet nicht mehr „zu Thee und Tanz,“ sondern auch die Jugend zum „Mittagessen“ ein, das um sechs Uhr beginnt, und an welches sich in zwangloser Weise ein Tanz anschließt. Der Speisetisch hat hier aber nur wenig mit dem jener großen Diners gemein, deren lucullische Genüsse erschlaffend wirken; der Gerichte und Weine sollen nicht zu viele sein, die Tafelstunde darf sich nicht übermäßig in die Länge ziehen. Man beschränkt sich meist auf Suppe, Fisch, Gemüse, Braten und Eis, giebt außer dem üblichen weißen und rothen Tischwein höchstens ein Glas Mosel zum Fisch, einen besseren Bordeaux zum Braten, dann einen moussirenden Rheinwein, — den deutschen Champagner, — der mit seinem prickelnden Schaum den französischen Bruder vielfach aus dem Felde schlägt. Auch können Mosel und Bordeaux ganz fortbleiben, dann aber reicht man den Schaumwein, den die Jugend liebt, zum Braten. Eine kurze Kaffeestunde vereinigt nach aufgehobener Tafel die Gesellschaft meist in angeregtem Geplauder, und wenn der Tanz etwa um acht Uhr, oder ein wenig später, beginnt, so erreicht er sein Ende zwischen elf bis zwölf Uhr. In den Pausen reicht man belegte Bröddchen, Wein, Gelée und gemischte Kuchen und bietet ein Glas Bowle oder Punsch an; auch darf es an Bier nicht fehlen. Am Mitternacht aber ist das Fest zu Ende, und seine Theilnehmer können am nächsten Morgen frisch und gekräftigt wieder erwachen. — Wir geben nunmehr mehrere Rezepte für Speisen, welche sich für derartige Gesellschaften besonders eignen.

1355. Fisch-Pudding (für 20 Personen). Einen Hecht von 2 Kilo schabt man Abends zuvor aus Haut und Gräten, stößt das Fleisch

im Mörser fein und streicht es durch ein Sieb; dann thut man es in einen Napf, bedeckt es mit einigen Zwiebeln, beträufelt es mit Zitronensaft, giebt etwas Salz und Pfeffer hinzu und läßt es zugedeckt bis zum nächsten Tage mariniren. Ferner weicht man 6 Weißbröddchen ein, wiegt 125 Gr. Sardellen, reibt 125 Gr. Parmesankäse und läßt 3 Zwiebeln in 250 Gr. Butter, — die sich indeß nicht färben darf, — auf gelindem Feuer weich schmoren. Ist dies geschehen, so nimmt man die Zwiebeln aus der Butter, läßt diese erkalten, reibt sie in einem Reibenapf zu Sahne, giebt nach und nach 15 Eidotter, das gut ausgedrückte Weißbrod, den Fisch, Sardellen, Käse und ein wenig Muskatnuß nebst dem noch erforderlichen Salz hinzu, zuletzt das zu Schnee geschlagene Eiweiß. In eine gut ausgestrichene Form gefüllt, muß der Pudding 2 Stunden kochen. Will man die Schüssel reicher gestalten, so bereitet man ein aus Kalbshirn, Zunge, Milch, Champignons, Krebschwänzen und Morcheln bestehendes Ragout dazu und umgiebt damit den Pudding; anderenfalls genügt eine Sauce, für die man 2 Kellen Butter mit ebenso viel Mehl gut durchrührt; die Mischung läßt man mit $\frac{1}{2}$ Liter Bouillon verkochen, giebt 125 Gr. Sardellen, 125 Gr. geriebenen Parmesankäse hinzu, schärft sie mit Zitronensaft und zieht die fertige Brühe mit einigen Eigelben ab.

1356. Eispesche (Plombière). Ein halbes Kilo süße Mandeln wird mit 125 Gr. bitteren Mandeln gebrüht, abgehäutet, fein gestoßen und mit $\frac{1}{2}$ Kilo feinem Zucker in einem Liter Sahne auf's Feuer gesetzt. Sobald die Masse zu kochen beginnt, verbindet man sie unter beständigem Rühren mit 12 in etwas Milch klar gequirlten Eigelben, zieht sie, wenn sie sich verdickt hat, zurück, gießt sie durch ein Sieb und läßt sie erkalten, wie jedes andere Eis gefrieren. Etwa 20 Minuten vor dem Anrichten öffnet man die Form und giebt ein halbes Liter Aprikosen-Marmelade hinzu, sodas nun eine Krone entsteht, die, in einer tiefen Schüssel angerichtet, mit Aprikosenhälften garnirt wird. Diese Speise ist wenig bekannt, aber sehr wohlgeschmeckend.



Reflector für Petroleum

in Schmiedeweise mit Kupfer aus dem Magazin für Berliner Kunstgewerbe (H. Hirschwald) in Berlin NW, U. d. Linden 54/55.

1357. Belegte Bröddchen. Wenn Austern, Caviar, Gänseleber-Pastete als Beleg der kleinen Delicatsesse genügend bekannt sind, so machen wir hier auf einige andere empfehlenswerthe Species aufmerksam, die aber weniger eingeführt sind. Man röstet feine Schnitt englischen Weißbrodes von passender Größe, nehme einen Theil Anchovis oder Sardellen, Petersilie, Schnittlauch, Esdragon, Korbrel, die Dotter einiger hartgekochten Eier, wiege Alles möglichst fein und befeuchte es mit Olivenöl und ein wenig französischem Essig, sodas es einem dicken Brei gleicht und einen feinen säuerlichen Geschmack hat. Fingerdick auf das Brod gestrichen, garnirt man es mit feinen Streifen kreuzweise gelegter, sauber geschnittener Sardellen und mit Kapern. Vorzüglich ist ferner ein kleines Bröddchen, das man allerdings meist erst beim Bäcker bestellen muß und das in länglicher Form, einer kleinen Schippe gleichend, unter dem Namen „Victoria-Brod“ bekannt ist. Von diesem Bröddchen schneidet man die kleinere, obere Hälfte ab, sodas diese, — einem Deckel gleich, — auf dem unteren Theile liegt, und entfernt aus letzterem die Krume. Die so entstandene Höhlung füllt man nun mit irgend einer beliebigen Mayonnaise, für die man die verschiedensten kleinen Reste von Gohr, Hummer, Pöckelzunge etc. verwenden kann, indem man die vorhandenen Bestandtheile unter Zusatz von einigen sauren oder Pfeffergurken, harten Eiern und Sardellen fein wiegt und sie mit einer dicken Delsauce verbindet.

E. R.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

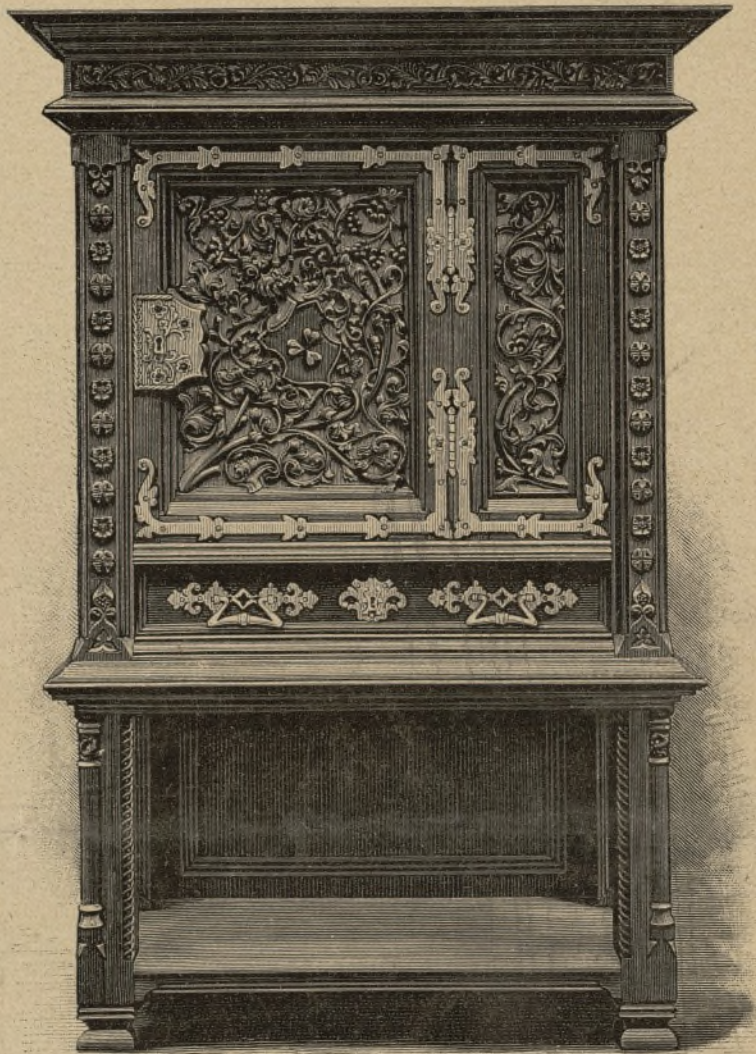
Fragen.

Schwarze Spitzen glänzend zu machen. — Wie giebt man schwarzen Spitzen, die durch Tragen weich geworden sind, Glanz und Appretur? G. H.

Verwendung von Korken. — Wie verwendet man die in der Wirtschaft sich ansammelnden Korke? M. S.

Decken aus gepupfter Seide. — Wohin kann man gepupfte Seide senden, um daraus Decken weben zu lassen? M. G.

Das Kohlen der Döchte zu verhindern. — Auf welche Weise läßt sich das Kohlen der Döchte verhindern? Junge Hausfrau.



Silberschrank in gothischem Stil.

Entworfen und in braun gebeiztem Eichenholz ausgeführt von Ludwig Schmidt jun., Werkstätt für Tischler- und Holzbildhauer-Arbeiten in Marburg, Hessen. Die Grundflächen der geschliffenen Füllungen und des Grieses matt vergoldet. Verzinnete schmiedeeiserne Beschläge. Höhe 2 Meter 10 Cent., Breite 1 Meter 3 Cent., Tiefe 45 Cent.

Potted meat. — Wie wird die unter den Namen „Potted meat“, „Potted Ham“ etc. in England so sehr beliebte Fleisch-Conserve bereitet? Frau J. R. in B.

N. 2. — Zum Bemalen von Photographien werden Oelfarben verwendet, doch muß man sich Exemplare auf stumpfem Papier verschaffen, wie solche zu diesem Zwecke besonders angefertigt werden. Die in den Schaufenstern ausliegenden, den Eindruck von Oelbildern machenden Photographien sind meist auf technische Weise, durch Plattendruck, hergestellt. Will man dennoch ein blankes Blatt benutzen, so muß dasselbe mit Glycerin und Waße abgerieben werden.

Frau M. S. in B. — Für die Ummantelung eines Bibliothek-Schranks in einen Jagdschrank empfehlen wir, denselben glatt mit Tuch auszustatten; hierzu wäre grünes Billardtuch am geeignetsten. Es braucht durchaus keine Rücksicht auf die vorhandenen Möbelstoffe genommen zu werden, da sich die Farbe sehr wenig geltend machen wird. Je nach der vorhandenen Anzahl der Geheime können in die Rückwand eingeschraubte Haken zum Aufhängen, anderenfalls sind Kissen mit passenden Einschnitten zum Aufstellen der Gewehre anzuordnen, eine Arbeit, die jeder einigermaßen geschickte Tischler ausführen kann. Da eine abermalige Änderung vorgehen werden soll, würde die Einrichtung möglichst einfach zu treffen sein.

Frau E. in B. — Berlin besitzt Pensionen jeder Art, in denen Sie die gestellten Bedingungen gewiß erfüllt finden werden. Besondere Adressen können wir an dieser Stelle leider nicht angeben.

N. G. — Ein junges Mädchen, das die Königl. Hochschule für Musik zu Berlin besucht, wird zweifelsohne dort die besten Adressen erster Gesangslehrer empfangen.

E. S. — Photographen zum Aufhängen von Stoffen sind in allen Sandlungen für Reichen-Material zum Preise von M. 1.50—7.50 käuflich. **E. v. S. in B.** — Wenn Sie mit den erwähnten Porzellanfarben nicht zufrieden sind, so versuchen Sie es doch einmal mit Meißner Farben, die jetzt durch alle größeren Geschäfte zu beziehen sind. Sie werden dort einen vorzüglichen Rosen-Burpur finden, doch kann das Blauwerden der Farbe auch Schuld des Brenners sein.

G. M. in B. — Die Verwendung von Mais ist uns in erster Linie für Bereitung süßer Speisen als Maisena bekannt, bei der es die Stelle des Kraftmebels oder der Stärke vertritt. Mit Mehl einen Aufkochen-Geschmack zu erzeugen, dürfte aber wohl selbst dem besten Kochkünstler noch nicht gelingen sein.

G. M. in B. — Stiftungen in die man durch Einzahlung von 3—600 M. sofort Eintritt und freie Station erlangt, giebt es in Berlin nicht, und wenn eine solche Summe auch vielleicht die Aufnahme in ein Hospital erleichtert, so werden doch nur Ortsangehörige berücksichtigt, und auch diese müssen meist sehr lange warten.

Abonnetten in Venedig. — Wir bitten um Ihre Adresse, damit wir Ihre Anfrage direct beantworten können.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.